Lehren und Erfahrungen für junges Frauenzimmer

von
der Verfasserin
der Abendbetrachtungen und Abendgedanken
eines Frauenzimmers,
auch des Unterrichts in der Küche und Haushaltung.

Zweiter Theil.

Halle,
bei Johann Gottfried Trampens Wittwe.
1786.

Erfahrungen und Bemerkungen einer Mutter über die Erziehung der Kinder, und Gespräche mit denselben.

Ehe der Weinstok noch blüht, muß des Gärtners Hand ihn beschneiden, daß er einst gute Früchte trägt.

I. Theil. S. 34.

Meiner

Freundin

Emilie ***

gebohrne **

geweiht.

Mein Versprechen, Dir, meine Liebe, wenn Du einst Mutter würdest, meine Erfahrungen und Bemerkungen bei der Erziehung der Kinder, mitzutheilen, verbindet mich, und die glükliche Wahl, die Du in Deiner ehelichen Verbindung getroffen, ermuntert mich, jezt es zu erfüllen. Verzeih' mir es nur, wenn ich Dir noch in dem vertraulichen Tone schreibe, aber da ich Dich wie meine Tochter liebe, ist diese Sprache meinem Herzen die liebste. Ich bin einmal so daran gewöhnt, daß, wenn ich sie auch ändern will, ich doch wieder in derselben rede. Ich habe Dir hier meine Gedanken, wie in den Aufsäzzen zur

Bil-

Bildung des Herzens, die ich Dir schrieb, entworfen, wie sie mir einfielen, und zugleich noch einige Gespräche mit Kindern beigefügt, um Dich mit dem Tone bekannt zu machen, den man wohl wählen muß, Kindern faßlich etwas vorzutragen, und sie angenehm zu unterhalten. —

Ich weiß, daß wenn Du auch die besten Erziehungsschriften gelesen, Du doch auch diese kleine Aufsätze mit Nachdenken lesen und befolgen wirst, weil sie geschrieben sind von

Deiner

Dich liebenden
Freundin.

Ich

Ich glaube keine unnüzze Arbeit zu thun, wenn ich die Bemerkungen und Erfahrungen, welche ich bei der Erziehung meiner Kinder gesammelt, Bemerkungen, die ich noch täglich mache, und die ich meiner Freundin mitgetheilt, dem Drukke übergebe. Nicht, als ob ich glaubte, daß es an Schriften dieser Art fehle, oder daß ich mich neben Gelehrte stellen wollte, die trefliche Schriften über die Erziehung herausgegeben haben, sondern nur, um andere durch meine Erfahrungen, und durch die Fehler, die ich oft selbst bei der Erziehung meiner Kinder begangen, welche ich nachher selbst als Fehler eingesehen, zu warnen, und ihnen die Wege zu zeigen, die ich für die schiklichsten halte, junge Seelen zu bilden. Es ist viel über Erziehung geschrieben, ich glaube aber, daß wenige Mütter ihre Bemerkungen in den Druk gegeben, und doch sollten sie diejenigen sein, die auf dies Geschäft am meisten Anspruch machen könnten. Die Erziehungslehrer schildern uns oft herrliche Ideale, die in uns Bewunderung erregen, allein die Verbindungen, in welchen wir oft stehen, machen es uns

fast

fast unmöglich, dieselben nachzuahmen. Wir werden traurig und muthlos, und glauben, es sei uns ganz unmöglich, unsere Kinder zu bilden, und doch hieß uns vorzüglich der Schöpfer dieses Geschäft. Er legte den Trieb in unsere Brust, unsere Kinder mit eigner Milch selbst zu nähren, damit wir vom zartesten Alter an Gelegenheit hätten, ihre Leidenschaften kennen zu lernen, und ihre Affekten zum Guten zu lenken. Vielleicht danken es mir wohl einige zärtliche Mütter, die es sich zu Einer ihrer Hauptpflichten machen, ihre Kinder selbst gut zu erziehen, daß ich ihnen die Wege zeige, die ich wählen würde, wenn ich nach denen Erfahrungen, die ich gemacht, nun Kinder erziehn sollte. Ist doch eine gute Erziehung fast immer der Grund eines zufriedenen Lebens, und ich glaube man kann darüber nie zu viel sagen, und Niemand wünscht mehr, daß diese Bemerkungen wahren, bleibenden Nuzzen stiften mögen, als

die Verfasserin.

Inhalt des zweiten Theils.

Die Erziehung der Kinder muß mit den ersten Jahren angefangen werden. — Es ist eine Hauptpflicht einer Mutter, das Erziehungsgeschäfte selbst zu besorgen, und eine Hauptregel bei demselben, was man Einmal geprüft und gut befunden, beständig auszuüben Seite 11

Von dem Schaden, den oft Wärterinnen bei der Wartung der Kinder anrichten, und einigen Fehlern bei der ersten Erziehung. — Bei kleinen Kindern müssen manchmal körperliche Strafen gebraucht werden 12

Gehorsam ist das Erste, was man einem Kinde einprägen muß. — Das Kind muß folgen, wenn wir ihm auch nicht immer die Ursach sagen können, warum es folgen soll. — Es ist widersinnig gehandelt, ein kleines Kind um seinen Willen zu fragen. — Das Vergnügtsein der Kinder wird nur dadurch erhalten, wenn man ihnen keinen Eigenwillen läßt 14

Bei der ersten Erziehung muß ein gewisser Ernst sein. — Wir müssen dem Weinen der Kinder durchaus nie nachgeben, diesen Fehler aber ihnen, so viel als möglich, abzugewöhnen suchen 16

Eigensinn muß Kindern schlechterdings abgewöhnt werden. — Eltern müssen erst prüfen und überlegen, was ihren Kindern gut sei, nachher aber sich nie durch Widerspruch ihrer Kinder von ihrem Vorsazze abbringen lassen 17

Es giebt Fälle, wo man einem Kinde erlauben kann, seine Meinung vorzubringen, welches aber sehr beschei-

bescheiden geschehen muß, sonst muß es diese Erlaubnis nie wieder erhalten Seite 18

Beispiel eines Vaters, der die rechten Mittel anwandte, seinen Sohn Gehorsam zu lehren 19

Es ist eine Glükseligkeit, wenn Kinder unter der genauen Aufsicht ihrer Eltern aufwachsen können, ohne daß es nöthig ist, sie in die Gesellschaft anderer ungezogenen Kinder kommen zu lassen 20

Die Regeln vom Gehorsam scheinen zwar strenge, erleichtern aber die Erziehung ausserordentlich 21

Es ist ein gewöhnlicher Fehler bei Kindern, bei aller Gelegenheit die Unwahrheit zu reden. Bei der kleinsten Lüge müssen wir unsere Kinder bestrafen. — Die Mutter selbst muß ihrem Kinde auch nie eine kleine Unwahrheit sagen :

Bei offenherzigen Geständnissen unserer Kinder von begangenen Fehlern müssen wir nachsichtsvoller gegen sie sein, mit der Erinnerung, daß dies darum geschehe, weil sie ihren Fehler offenherzig gestanden, dadurch erwerben wir uns ihr Zutrauen, und gewöhnen sie zur Offenherzigkeit. — Es hat die traurigsten Folgen auf die Zukunft, wenn Kinder den Fehler an sich behalten, Unwahrheiten zu sagen 23

Ordnung muß man einem Kinde von der frühesten Jugend an einprägen. — Von den Mitteln und den Vortheilen der Ordnung 24

Zum Fleis muß man seine Kinder, sobald als möglich, anhalten. — Fleis macht fast immer vergnügt. — Im vierten Jahre muß ein Kind schon arbeiten lernen 25

Man erlaube einem Kinde nicht, seine Zeit vor der Hausthür zuzubringen. Der Schaden hievon. — Hat man nicht selbst Zeit, beständig bei seinen Kindern zu sein, so wähle man vernünftige Personen

sonen zur Aufsicht, die sie zum Fleis anhalten. — Von den Vortheilen des Fleisses und der Arbeitsamkeit. — Kleine Bemühungen und Arbeiten unserer Kinder müssen wir nicht etwa mit Gelde belohnen, dies prägt dem Kinde manchmal unvermerkt den Geiz ein Seite 25

Nie muß man es leiden, daß Kinder andere Menschen beleidigen und quälen, noch kleine Grausamkeiten an Thieren ausüben, wofür man sie bestrafen muß: ein Kind, das grausam gegen Thiere handelt, lernt auch grausam gegen Menschen handeln. — Eine Mutter, die gegen ihren Sohn bei dergleichen nachsichtig ist, versündigt sich sehr an ihm. Traurige Folgen solcher Nachsicht 26

Eltern müssen in der **Bestrafung der Kinder** sehr behutsam sein, und nie im Affekt strafen. — Versehen der Kinder gegen die Wohlanständigkeit müssen wir nie so hart strafen, als Bosheitsfehler. — Ein von Natur fühlbares Herz eines Kindes läßt sich viel leichter durch Beschämung, als körperliche Züchtigung lenken. Oft macht es starken Eindruk auf ein Kind, wenn man es seiner Vergehungen wegen, auf einige Zeit aus seiner Gegenwart verbannt, nicht mit ihm spricht u. s. w. 28

Jedes Versehen muß, wo möglich, seine bestimmte Strafe haben. — Die Eltern, die ihre Kinder bei Vergehen in den ersten Jahren nicht strafen, fehlen sehr: sind Kinder in der zarten Jugend gut erzogen, so bedürfen sie im heranwachsenden Alter keine Strafe mehr. — Lebhafte Gemüther sind besser zu bilden, als schläfrige 30

Viele Kinder haben den Fehler der **Blödigkeit**. Louischens Blödigkeit, und das tadelhafte Be-

bescheiden geschehen muß, sonst muß es diese Erlaubnis nie wieder erhalten Seite 18
Beispiel eines Vaters, der die rechten Mittel anwandte, seinen Sohn Gehorsam zu lehren 19
Es ist eine Glükseligkeit, wenn Kinder unter der genauen Aufsicht ihrer Eltern aufwachsen können, ohne daß es nöthig ist, sie in die Gesellschaft anderer ungezogenen Kinder kommen zu lassen 20
Die Regeln vom Gehorsam scheinen zwar strenge, erleichtern aber die Erziehung ausserordentlich 21

Es ist ein gewöhnlicher Fehler bei Kindern, bei aller Gelegenheit die **Unwahrheit** zu reden. Bei der kleinsten Lüge müssen wir unsere Kinder bestrafen. — Die Mutter selbst muß ihrem Kinde auch nie eine kleine Unwahrheit sagen ;
Bei offenherzigen Geständnissen unserer Kinder von begangenen Fehlern müssen wir nachsichtsvoller gegen sie sein, mit der Erinnerung, daß dies darum geschehe, weil sie ihren Fehler offenherzig gestanden, dadurch erwerben wir uns ihr Zutrauen, und gewöhnen sie zur **Offenherzigkeit**. — Es hat die traurigsten Folgen auf die Zukunft, wenn Kinder den Fehler an sich behalten, Unwahrheiten zu sagen 23

Ordnung muß man einem Kinde von der frühesten Jugend an einprägen. — Von den Mitteln und den Vortheilen der Ordnung 24

Zum **Fleis** muß man seine Kinder, sobald als möglich, anhalten. — Fleis macht fast immer vergnügt. — Im vierten Jahre muß ein Kind schon arbeiten lernen 25

Man erlaube einem Kinde nicht, seine Zeit vor der Hausthür zuzubringen. Der Schaden hievon. — Hat man nicht selbst Zeit, beständig bei seinen Kindern zu sein, so wähle man vernünftige Personen

sonen zur Aufsicht, die sie zum Fleis anhalten. — Von den Vortheilen des Fleisses und der Arbeitsamkeit. — Kleine Bemühungen und Arbeiten unserer Kinder müssen wir nicht etwa mit Gelde belohnen, dies prägt dem Kinde manchmal unvermerkt den Geiz ein Seite 25

Nie muß man es leiden, daß Kinder andere Menschen beleidigen und quälen, noch kleine Grausamkeiten an Thieren ausüben, wofür man sie bestrafen muß: ein Kind, das grausam gegen Thiere handelt, lernt auch grausam gegen Menschen handeln. — Eine Mutter, die gegen ihren Sohn bei dergleichen nachsichtig ist, versündigt sich sehr an ihm. Traurige Folgen solcher Nachsicht 26

Eltern müssen in der **Bestrafung der Kinder** sehr behutsam sein, und nie im Affekt strafen. — Versehen der Kinder gegen die Wohlanständigkeit müssen wir nie so hart strafen, als Bosheitsfehler. — Ein von Natur fühlbares Herz eines Kindes läßt sich viel leichter durch Beschämung, als körperliche Züchtigung lenken. Oft macht es starken Eindruk auf ein Kind, wenn man es seiner Vergehungen wegen, auf einige Zeit aus seiner Gegenwart verbannt, nicht mit ihm spricht u. s. w. 28

Jedes Versehen muß, wo möglich, seine bestimmte Strafe haben. — Die Eltern, die ihre Kinder bei Vergehen in den ersten Jahren nicht strafen, fehlen sehr: sind Kinder in der zarten Jugend gut erzogen, so bedürfen sie im heranwachsenden Alter keine Strafe mehr. — Lebhafte Gemüther sind besser zu bilden, als schläfrige 30

Viele Kinder haben den Fehler der **Blödigkeit.** Louischens Blödigkeit, und das tadelhafte Be-

tragen ihrer Mutter dabei. — Von der übeln Gewohnheit mancher Mütter, von den Fehlern ihrer Kinder in derselben Gegenwart zu sprechen. — Kinder müssen nicht alles hören, was Erwachsene mit einander reden, und gehören also nicht in die Gesellschaften derselben: wir thun daher am besten, wenn wir ihnen lieber zu ihrer Unterhaltung eine kleine Gesellschaft von guten Kindern, dabei aber auch eine vernünftige Person zur Aufsicht geben Seite 32

Die kleinen Zänkereien der Kinder geben oft Gelegenheit, ihre Neigungen kennen zu lernen. — Unrechtes Verfahren einer Mutter bei den Streitigkeiten ihrer Kinder, und wie sich eine vernünftige Mutter bei denselben betragen soll 34

Eine Ungerechtigkeit, die eine Mutter an ihrem Kinde beging: — Wir müssen alles vorher wohl überlegen, ehe wir bei unsern Kindern etwas unternehmen 37

Wir müssen unsere Kinder stets angenehm zu beschäftigen suchen, auch für Abwechselungen bei den Beschäftigungen derselben sorgen

Von den zu gebrauchenden Mitteln, wenn Kinder gar nicht fleissig sind, und nichts lernen wollen. — Man muß die leichteste Art wählen, Kindern etwas beizubringen, und vorzüglich für gute Lehrer bei denselben sorgen. Oft schikken sich sehr gelehrte Männer nicht zum Unterricht für Kinder

Manchem Kinde wird z. B. das Lesenlernen vorzüglich schwer, und es begreift eine Sache nicht so leicht, als ein anderes: deswegen aber muß man nie einem Kinde gehässig werden, oder auch nicht wenigstens weniger lieben. Die hiebei anzuwendenden Mittel 3

Eine leichte Art, Lesen zu lernen: — Kinder müssen Hochachtung für ihre Lehrer haben 4

So viel es in unserm Vermögen steht, müssen wir unsere Kinder selbst unterrichten und um sie sein, und ihre Begleiter auf ihren Spaziergängen werden, sie auf die Güte Gottes und die Schönheiten der Natur aufmerksam zu machen: sie sind gute Lehrer der Jugend. — Ein Sonnenaufgang ist Eines der prächtigsten Naturschauspiele, das doch so wenige Kinder, des Spätaufstehens wegen, geniessen. — Ein angenehmer lehrreicher Spaziergang macht die Seele heiter S. 40

Beispiel der Unwissenheit eines jungen Frauenzimmers in der Naturkenntnis, welche aus einem nichtigen Grunde herrührte 42

Der Stolz bemächtigt sich leicht einer jungen Seele. — Auch gute äussere Bildung flößt oft einem Kinde Stolz ein. — Stolz eines Kindes, recht behandelt, kann zum Edelmuth gebildet werden ≈

Ein Kind, das sich aus Eitelkeit schöne Kleider wünscht, muß anders behandelt werden, als das, welches andere Menschen aus Hochmuth neben sich verachtet. — Eine gutgewählte Kleidung soll man jedem Kinde, dessen Umstände es verstatten, und das sich gut verhält, erlauben. — Kinder, die äusserer Vorzüge wegen, redliche Leute verachten, muß man hart bestrafen 43

Hochmüthige Eltern geben ihren Kindern die erste Anweisung zum Hochmuth durch ihr Verhalten. — Entgegengeseztes Beispiel einer vortreflichen Mutter, wie sie ihre Tochter vom Hochmuth zurükführte 44

Der Geiz ist zwar gewöhnlich mehr ein Fehler des Alters, als der Jugend, gleichwol haben oft Kinder Hang zu diesem verabscheuungswürdigen Fehler. Was eine Mutter thun solle, wenn dies Leztere Statt finden solte 46

Wir

Wir müssen unsere Kinder in die Hütten des Elends führen, um ihnen zu zeigen, daß der Arme Hülfe bedürfe, und daß es grausam sei, ihm dieselbe zu entziehen. — Wir müssen ihnen zuweilen Geld geben, und sie hernach um die Anwendung desselben befragen. — Bei beharrlichem Geizze müssen wir ihnen dies Laster mit Schärfe abzugewöhnen suchen Seite 46
Es sei einer Mutter ein wichtiges Geschäfte, die Neigungen und Absichten ihrer Kinder bei den Handlungen derselben auszuforschen ,
Der Eigennüzzige wird sich nie wahre Ruhe verschaffen können. — Oft haben Eltern an der Eigennüzzigkeit ihrer Kinder selbst Schuld 47

Die Sorge für die Gesundheit unserer Kinder ist eine wichtige Pflicht für uns. — Wir müssen sie früh abhärten, und zur Ertragung rauher Luft und Witterung gewöhnen. — Es ist die Pflicht einer Mutter, ihr Kind selbst zu säugen 48
Leichte Kleidung ist Kindern sehr gut. — Einige Gesundheitsregeln für Kinder 50
Den Hang zu köstlichen und lekkerhaften Speisen lehren sehr oft die Mütter ihre Kinder selbst. — Beim Essen der Kinder muß ein gewisses Maas beobachtet werden. — Mit Kindern, die durch Krankheiten zurükgehalten werden, muß man Geduld haben ,

Die Pflicht einer Mutter, ihre Kinder früh an Gott denken zu lehren. — Sie muß ihnen die Allgegenwart Gottes einprägen, frühe Erkenntnis Gottes hat Einflus auf das ganze folgende Leben 52
Wir müssen beständig in der Gegenwart unserer Kinder mit der größten Ehrfurcht von Gott reden. — Wir müssen gute Gesellschaft für unsere Kinder wählen. — Wir müssen eben so durch

durch unser gutes Beispiel, als unsere Lehren bilden 53
Kinder haben noch keinen bestimmten Charakter: wir müssen ihn ausbilden. — Wir müssen nie ungeduldig bei den Fragen unserer Kinder werden 55
Die Freuden, die einer Mutter die gute Erziehung ihrer Kinder hier und einst dort gewähret 56

Bei einem jeden Menschen liegt eine Hauptneigung zum Grunde: diese bei ihrem Kinde zum Guten zu lenken, ist die Pflicht einer Mutter ;
Wir müssen Kindern alles bildlich und sinnlich vorzustellen suchen 57
Das beständige Erinnern verdirbt oft mehr, als daß es helfen solte. — Keine Bitten und Schmeicheleien von Kindern müssen unsere Vorsäzze ändern ;
Behülflichkeit und Dankbarkeit, diese zwei Tugenden müssen wir unsern Kindern vorzüglich einzuprägen suchen 58

Inhalt der Gespräche.

Der Hochmuth strafet sich selbst, Demuth aber und stille Tugend belohnet Gott. Geschichte der Sidny Arnold 61
Ein übereilter Entschlus kann oft einen Menschen auf seine ganze Lebenszeit unglüklich machen. Geschichte des jungen Watteville 70
Frühe Frömmigkeit kann oft der Weg zu unserm zeitlichen Glükke sein. Geschichte eines Kaufmanns und seiner beiden Kinder 89
Geschichte eines tugendhaften Jünglings 98
Gespräch von Kindern am Geburtstage ihrer Mutter 125
Wohlthätigkeit wird oft schon in diesem Leben belohnt. Beispiel an einem Landmann 128
Gott strafet aber auch oft schon hier das Böse. Beispiel 131
Klugheit und Geschiklichkeit haben allemal grosse Vortheile. Geschichte einer französischen Dame 134
Uneinigkeit unter Geschwistern hat sehr oft die traurigsten Folgen. Geschichte zweier Brüder und ihrer Kinder 157
Gott weis die Anschläge böser Menschen zu zernichten, und oft fallen diese selbst in die Grube, die sie Andern bereitet. Geschichte der Madame Ponsin und ihrer Nichten 166
Wenn man Einmal von einer guten Sache fest überzeugt ist, so muß man sich durch nichts von seinem Vorsazze abbringen lassen, und man kann gewiß versichert sein, daß das, was anfangs böse scheinet, Gott oft zum Besten zu lenken weiß. Geschichte eines französischen Fräuleins 175-186

An

Am 4ten Mai.

Du irrest sehr, meine Liebe, wenn Du glaubst, daß es bis ins fünfte Jahr mit der Erziehung der Kinder Zeit habe, und daß es ihnen nichts schaden könne, wenn sie auch während dieser Jahre in den Händen der Wärterinnen wären. Glaube mir, mit dem Ersten Lebensjahre eines Kindes muß man die Erziehung desselben anfangen. Es ist ausgemacht, daß unsere Kinder, so bald sie auf die Welt kommen, schon Empfindungen haben: warum weint Dein kleiner neugeborner Liebling, geschiehet es nicht, weil er Schmerzen empfindet? Gewöhnen wir dem kleinen Menschen nur zwei Tage das Wiegen an, so will er beständig gewiegt sein. Oder wir nehmen ihn, so oft er weint, auf den Schooß und tragen ihn in den mütterlichen Armen, so wird er weinen, wenn er in der Wiege stille ohne Bewegung liegen soll. Kein Mensch kann der Erfahrung widersprechen, daß unvorsichtige Wärterinnen im Stande sein, ein neugebornes Kind in acht Tagen so zu verwöhnen, daß es der Mutter, wenn sie erst wieder Kräfte erlangt, sauer wird, das Kind wieder nach ihrer Ordnung zu gewöhnen: daraus folgt, daß es unumgänglich nöthig sei, daß eine gute Mutter, deren Zeit es irgend möglich macht, vom Ersten Vierteljahre an, das zwar mühsame, aber sich doch selbst belohnende Erziehungsgeschäfte, selbst besorge. Nicht als ob sie

sich

sich den ganzen Tag mit dem Kinde tragen, und alle Ar-
beit dabei selbst verrichten sollte: das würde wenig Müt-
tern bei andern häuslichen Pflichten möglich sein, son-
dern, daß sie eine vernünftige Wärterin bei ihrem Säug-
ling wählt, die ihren Befehl redlich erfüllt, daß si
sich aber nicht auf diese Wärterin ganz verläßt, un
ihren Worten glaubt, sondern nach allen selbst siehe
und es mit Schärfe ahndet, wenn den Regeln, di
sie sich einmal gesezt, zuwider gehandelt wird. E
ist eine Hauptregel bey der Erziehung, das, wa
man einmal geprüft und gut befunden, beständig aus
zuüben. Wer heute so, und morgen anders handelt
wer bald dem Rath, bald jenem, ohne zu prüfen
folgt, der wird nicht weit kommen. Wer aber nac
wahren, edlen Grundsäzzen handelt, nachdem er al-
les genau untersucht und das Beste gewählt: der wird
Kinder gut bilden, und hat süßen Lohn von seiner Er-
ziehung zu erwarten. Ja lohnet ihn auch nur sei
Herz durch das Bewustsein, daß er recht gehandelt, s
ist dieses schon hinlänglich zur Zufriedenheit.

Am 7ten Mai.

Man glaubt es nicht, liebste Freundin, wi
groß der Schaden in der Folge sein kann, den Wär-
terinnen, durch ihre Fehler bei der Wartung der Kin-
der im ersten Jahre, anrichten können. Das Kin
liebt seine Wärterin am meisten, und thut, so bal
es denken lernt, was ihm dieselbe vorsagt. Ich wa
neulich bei einer schäzbaren Freundin, die ihre Kinde
mit der größten Zärtlichkeit liebt, aber bei überhäuf-

te

m häuslichen Geschäften, nicht die Zeit hat auf jedes Versehn zu merken. Sie hat ein schönes Kind von dreiviertel Jahr, das ganz Leben ist, und eine sehr gefällige Miene hat, die viel Gutes verspricht. Die Wärterin hatte den Kleinen eben auf dem Schooß, um ihm sein Mittagsbrod zu geben, er wollte aber nicht essen. O! sagte sie, iß ja gleich, lieber Ferdinand, sonst gebe ich es dem kleinen Hannchen. Sogleich aß das Kind. Es gieng mir durch die Seele, daß sie dem kleinen Engel den Neid so früh lehrte, denn Ferdinand aß jezt aus blossem Neide. Kaum war dies geschehen, so stieß sich der Kleine mit dem Kopf gegen den Tisch. Anstatt nun dem Kinde zu sagen: Du bist unvorsichtig gewesen, schlug sie den Tisch und sagte: Sei stille Kind, der böse Tisch soll Schläge haben, und das Kind schwieg. So lernte Ferdinand, der das Recht vom Unrechte noch nicht zu unterscheiden wußte, schon im ersten Jahre, ja, in einer Stunde zwei der häßlichsten Laster, die oft im Leben so viel Unglük anrichten. Ich will nicht sagen, daß eine gute Mutter nicht im Stande wäre durch Klugheit diese Untugenden wieder auszurotten, allein, ist dieses nicht weit schwerer, als ein Kind zu bilden, das immer recht behandelt ist? Warum ließ man den Kleinen nicht weinen, und ihn eine Weile den Schmerz empfinden, den ihm seine Unvorsichtigkeit verursachte? Wir Mütter glauben oft im ersten Jahre, daß unsere Kinder alsdann noch keine Fehler begehen können, wir schmeicheln ihnen beständig, und indeß, daß wir dieses thun, wachsen die Unarten so, daß wir hernach sehr oft Strenge gebrauchen müssen,

sie

sie wieder zum Guten zurük zu führen. Die klein Louise weint beim Anziehen, gleich stellen wir sie vor den Spiegel, zeigen ihr den schönen Hut, womit wir sie puzzen wollen: und sie schweigt still. Wir glauben sehr gut zu handeln, daß wir ihr das Weinen ersparen; müssen wir aber Mittel wählen, die der Seele schaden? Ferdinand nahm die Schere in die Hand, die auf dem Tische lag, ich nahm sie ihm weg, e wollte weinen. Ich zeigte ihm den Canarienvogel und er schwieg still. Dies war ein unschuldiges Mittel, ihn für den Verlust, den er zu haben glaubte, schadlos zu halten. Da kleine Kinder blos sinnlich handeln, so müssen wir sie auch blos durch sinnliche Dinge zu bilden suchen. Derjenige aber, der behaupten will, man könne Kinder ganz ohne körperliche Strafe erziehen, fehlt hierin gewiß. Viele gelehrte Männer sagen: Lasset die Kinder die Folgen ihrer Fehler empfinden. Wenn sie das Messer, das man ihnen verboten, anzurühren, wegnehmen und sich verlezzen, so empfinden sie die Strafe ihres Ungehorsams, und werden es nicht wieder thun. Wie aber, wenn sie sich so schaden, daß der halbe Finger abgeschnitten würde? Haben wir denn die Verlezzung in unserer Gewalt? Ist es nicht besser, wir geben dem Kinde mit der Ruthe einige empfindliche Streiche, damit es uns gehorchen lerne?

Am 9ten Mai.

Gehorsam ist das Erste, was wir Kindern tief einprägen müssen, denn ohne pünktlichen Gehorsam

sind

sind wir nicht im Stande, Kinder gut zu erziehen, und dieser Gehorsam muß den Kindern in den ersten Lebensjahren angewöhnt werden. Das Kind muß folgen, wenn wir auch nicht immer die Zeit haben, ihm zu erklären, warum es folgen müsse, sonst stöhret es die ganze häusliche Ordnung, und verbittert uns in der Folge unser Leben. Es ist also die Pflicht zärtlicher Eltern, ihre Kinder zu überzeugen zu suchen, daß man alles aus Liebe und mit weiser Prüfung, für sie thue; allein in den ersten Kinderjahren ist dieses nicht möglich. Haben wir unsere Kinder in der Jugend zu einem strengen pünktlichen Gehorsam gewöhnt, so werden sie uns gewiß hernach auch aus Liebe folgen; wenn sie erst einsehen lernen, daß wir es gut mit ihnen meinen.

Bei jeder Gelegenheit ein zwei oder dreijähriges Kind zu fragen: Willst Du Dieses, oder Jenes lieber essen? willst Du dies oder das Kleid anziehn? ist höchst widersinnig gehandelt, und demohngeachtet habe ich dieses in meinem Leben oft genug gehört und gesehen. Was versteht denn das Kind davon, ob dieses oder jenes ihm besser sei, es lernt seinen Willen schon in der frühen Jugend haben zu wollen, und wir dürfen daher ihm nur zweimal das geben, was es haben will, so wird es beim drittenmale darnach weinen, da wir denn Strenge gebrauchen müssen, die wir vermeiden können, wenn wir dem Kinde keinen Eigenwillen erlaubt haben. Kein Mensch kann wohl lieber vergnügte Kinder sehn, als ich, und es ist mir allezeit eine innige Freude, wenn ich die frohe Kindheit, die noch nichts von Sorgen und Noth

weiß,

weiß, spielen und scherzen sehe; allein, nur dann sind Kinder vergnügt, wenn sie keinen Eigenwillen haben, und dieser muß ihnen durchaus in den ersten Jahren, wo er sich zeigt, abgewöhnt werden, hernach ist es völlig unmöglich, und sie werden bei Vernunft und Ueberzeugung dennoch in den künftigen Lebensjahren Eigenwillen behalten.

Es ist mir ohnmöglich, mit Stillschweigen zu übersehn, wenn die Wärterin dem Kinde allen Willen thut, und es dadurch auf seine ganze Lebenszeit verdirbt. Sage mir, liebste Freundin, wie ist es möglich, daß eine zärtliche Mutter vier bis sechs Kinder in Ordnung erhalten kann, wenn ihnen nicht pünktlicher Gehorsam angewöhnt worden. Die erste Erziehung beruhet doch einzig und allein auf der Mutter, wenige Väter, wenn sie noch so zärtlich gegen ihre Kinder denken, werden die Zeit haben, sich um die erste Bildung ihrer Kinder zu bekümmern. Wenn nun der Vater, ermüdet von Geschäften, zu Hause sein Mittagsbrod in Ruhe essen will; wie muß es ihn nicht kränken, wenn Kinder die beste Ordnung durch ihre Unarten verkehren. Ich habe es oft mit innern Kummer gesehen, daß durch das Geschrei ungezogener Kinder alle Ruhe bei Tische gestört wurde. Das Eine wollte dieses, das Andere jenes nicht essen, das Eine wollte da, das Andere an eben der Stelle sitzen. Der Vater, der es sehr gut einsah, daß das Nachgeben den Kindern in der Folge den größten Schaden verursachen würde, versagte ihnen ihren Willen, es war aber unvermeidlich, daß er es nicht mit einer misvergnügten Miene hätte thun sollen, und dieses un-

ter

terbricht schlechterdings die häuslichen Freuden, die doch gewiß die besten im gesellschaftlichen Leben sind. Die meisten Mütter verderben ihre Kinder in den ersten Jahren selbst durch das viele Tändeln. Bey der ersten Erziehung muß ein gewisser Ernst sein. Furcht und Liebe muß bei dem Kinde vereint sein. Weint unser Kind wornach, so glauben wir, es schade seiner Gesundheit, und aus übertriebener Furcht, unsere Kinder zu verlieren, schaden wir ihnen auf ihr ganzes Leben. Es ist freilich höchst empfindlich, wenn ein Kind von unbiegsamer Gemüthsart sich ganz abweint, um seinen Willen zu haben; lassen wir es aber nur einigemal weinen, ohne darauf zu achten, so wird es sich am Ende, wenn es sieht, daß es durch sein Weinen nichts ausrichtet, von selbst bequemen, zu bitten, wenn es was begehrt, und zu schweigen, wenn wir ihm eine Bitte versagen. Durchaus müssen wir nie dem Weinen der Kinder nachgeben, sonst verderben wir sie ganz. Es giebt Kinder, die sonst gute, fühlbare Herzen haben, sich aber gewöhnen, über alles zu weinen. Diesen Fehler muß man aber unumgänglich in der frühen Jugend den Kindern abgewöhnen, sonst gräbt er sich so tief ein, daß noch oft Personen, wenn sie völlig erwachsen sind, weinen, sobald sie ihren Willen nicht haben können. Wie höchst unanständig aber ist es einer freidenkenden Seele, die blos Religion und Vernunft beherrschen sollte, wenn ein thörichter Eigenwille die Oberhand über beide behält? Wie viel Beschwerden verursacht sich aber auch eine Mutter, wenn sie in der Gesellschaft ihrer Kinder ist, und beständig den Eigensinn

derselben ertragen soll. Wenn viele Kinder mit einander spielen sollen, und keins will dem andern nachgeben, keins ist ruhig, keiner folgt, keiner schweigt auf das Gebot der Mutter, ist nicht ein solches Verhalten höchst unerträglich? und doch geht es in den meisten Kinderstuben so zu, und woher kommt das? Blos aus der Verzärtelung in den zarten Jahren. Früh noch in Windeln muß schon das Kind gehorchen lernen, und wir werden uns tausenderlei Verdruß ersparen; unsere Kinder, gewöhnt zu gehorchen, werden uns in den folgenden Jahren, da das Gehorchen für sie schon von der größten Wichtigkeit ist, auch gerne gehorsam sein; sie werden es einsehen lernen, daß wir es gut mit ihnen meinen. Da hingegen eigensinnige Gemüther dieses nie einsehn werden, denn der Eigensinnige glaubt immer, ihm widerfahre die größte Kränkung, wenn er seinen Willen nicht haben kann. Und wie höchst traurig ist es für eine Mutter, die erziehn soll, wenn das Kind immer widerspricht: wie thöricht aber ist es nicht, wenn, wie es oft geschieht, die Mutter dem Widerspruche des Kindes Gehör giebt, und auf seine Gegenvorstellung achtet. Erst müssen rechtschaffene Eltern prüfen und überlegen, was ihren Kindern gut sei, und haben sie dieses gethan, so müssen sie sich auch nicht überreden lassen, anders zu handeln, sonst kann unmöglich etwas Gutes aus ihrer Kinderzucht werden. Es kann zwar sein, daß es gewisse Fälle giebt, wo ein Kind seine Meinung vorbringen kann, dies muß aber mit der größten Bescheidenheit geschehn; und versagen die Eltern dennoch dem Kinde seine Bitte, so muß es ganz ruhig dabei blei-

bleiben, wo nicht, so muß es in der Folge die Erlaubnis nicht wieder erhalten, darauf zu antworten. Denn es ist nichts auf der Welt nöthiger bei Kindern, als ein pünktlicher Gehorsam, wo dieses in der zarten Jugend vernachlässigt wird, da ist die Erziehung so schwer, daß die rechtschaffenste Mutter, bei dem größten Fleisse, hernach nicht im Stande sein wird, ihre Kinder in der Folge so zu bilden, wie sie vorher wünschte. Ich war neulich mit einem Manne in Gesellschaft, der seinen Sohn, ein Kind von drei Jahren, so gezogen hatte, daß er ihm auf einem Blik gehorchte. Er sagte mir, daß er seine Kinder mit dem dritten Vierteljahre strafe. Sobald sie z. B. etwas mit Weinen erlangen wollten, erhielten sie es nicht nur nicht, sondern auf der Stelle so lange Strafe, bis sie pünktlich gehorchten; dabei liebe er sie aber so zärtlich, daß er ihnen keine unschuldige Freude misgönne, wenn auch ein Kind einmal aus Unvorsichtigkeit etwas zerbrochen oder selbst gefallen sei, so würde es auf keinen Fall dafür bestraft; allein sobald es widerspräche, oder ungehorsam wäre, erhielt es die strengste Züchtigung. Habe er aber seinen Kindern einmal etwas versprochen, so hielte er pünktlich sein Versprechen, sollte es auch wirklich mit seinem Schaden verknüpft sein. Er halte auf die allergenaueste Wahrheitsliebe, und dulde nie die geringste Unwahrheit. Die frühste Zeit des Lebens der Kinder würde dazu angewandt, daß sie ganz, so viel als möglich, unter seiner Aufsicht wären, damit keine muthwillige Wärterin Gelegenheit hätte, die Kinder zu verderben. Der kleine Sohn von drei Jahren, den

ich sahe, war auch so folgsam, daß er auf des Vaters Wort alles that, sollte es ihm auch noch so sauer werden. Er holte, was er befahl, mit Willigkeit, küßte seines Vaters Hände, und freute sich, die Befehle seines Vaters erfüllen zu können. Und doch versicherte mich der Vater, daß sein Sohn ein ausserordentlich lebhaftes Temperament habe, und ein Feuer, das sehr gemässigt werden müßte. Es ist wirklich recht traurig, wenn Kinder in der Jugend verwöhnt werden; wenn die Personen, in deren Gesellschaft sie sich meist befinden, gewissenlos genug sind, sie zu verzärteln, und in ihrem Eigensinne zu bestärken.

Umsonst wird alsdann in der Folge jede vernünftige Vorstellung sein, umsonst jeder guter Rath, der eigensinnige Knabe will seinen Willen haben, und blos heftiger Widerstand ist nöthig, wenn Kinder so verdorben sind. Und welche Noth macht dieses nicht hernach Eltern und Kindern? Wer einmal sich gewöhnt die Erfüllung seiner Wünsche zu haben, wird seine ganze Lebenszeit hindurch unglücklich sein. Denn wie wenig Menschen erhalten die Gewährung ihrer Wünsche? und am allerwenigsten diejenigen, welche mit Heftigkeit die Befriedigung ihrer Wünsche zu erlangen suchen. Eine sehr grosse Glükseligkeit ist es, wenn ein Kind unter der Eltern Aufsicht aufwachsen kann, ohne daß nöthig ist, das Kind in die Gesellschaft anderer bösen Kinder kommen zu lassen. Als ich mich vor einiger Zeit etliche Tage auf dem Lande bei einer Freundin, meiner Gesundheit wegen aufhielt, sah ich mit Freuden, wie ihr Sohn, ein

Knabe von acht Jahren, mit der größten Sorgfalt von seinen Eltern erzogen wurde. Der Vater, ein gelehrter und rechtschaffener Mann, dem es weder an Kenntnisse noch Geduld, die Seele seines Sohns zu bilden, fehlte, wurde dadurch belohnt, daß der liebenswürdige Knabe den Unterricht mit solchem Fleisse und Thätigkeit annahm, daß er in seinen so frühen Jahren in vielen nüzzlichen Kenntnissen und Wissenschaften schon grössere Fortschritte gethan, als Kinder von zwölf bis dreizehn Jahren, die ihren Eltern schon viel auf Schulen zu unterhalten gekostet. Dabei hatte es keine von allen denen Unarten an sich, die viel Kinder in den Jahren oft so häufig besizzen.

Die Regeln vom Gehorsam scheinen zwar strenge, allein sie erleichtern die Erziehung so sehr, daß jeder, der sie ausübt, den ausgebreitesten Nuzzen davon erfahren wird.

Am 12ten Mai.

Kein Fehler ist bei Kindern gewöhnlicher, als daß sie bei aller Gelegenheit die Unwahrheit reden. Da aber das Lügen ein sehr schändliches Laster ist, und sich dieser Fehler oft in der Folge des Lebens fortpflanzt, so haben wir wohl Ursach unsere Kinder in der Jugend auf das sorgfältigste in Acht zu nehmen, daß sie nicht in diesen Fehler fallen. Man höret oft mit Vergnügen zu, wenn Kinder kleine Geschichtchen, und Einfälle, die sie selbst erdacht, erzehlen, man bewundert ihren Wiz, und hält es für eine grosse Klugheit, wenn sie oft artige Zusäzze machen. Aber wie thö-

thöricht ist es von grossen vernünftigen Menschen gehandelt, wenn sie Kinder selbst zu Fehlern anführen, oder sie darin bestärken. Bei der ersten kleinen Lüge müssen wir unsere Kinder bestrafen, und ihnen die Häßlichkeit derselben vor Augen mahlen. Wir müssen es täglich und stündlich ihnen einzuprägen suchen, daß die allergenaueste Wahrheitsliebe eine der schönsten Tugenden sey. Auch das ist ein grosses Versehen, wenn man Kindern oft die Unwahrheit sagt, um sie zu beruhigen. Die Kinder sind aber mehrentheils schon so klug, daß sie dies merken, und sehen sie erst, daß ihre Eltern selbst nicht bei der Wahrheit bleiben, was kann sie nun dazu verbinden, die Wahrheit zu reden? Man hat den Grundsaz: Kinder müssen nicht alles wissen. So ausgemacht diese Wahrheit an sich selbst ist, so braucht man ja deshalb den Kindern, weil sie es nicht wissen sollen, keine Unwahrheit zu sagen. Wir können ja in dieser Absicht mit unsern Kindern handeln, wie wir wollen, und haben nicht nöthig uns vor ihrem Unwillen zu fürchten. Wenn die Mutter zu ihrem Ferdinand sagt: ich gehe nur in die andere Stube, um ihn nicht weinen zu lassen, weil er sich sehr an sie gewöhnt hat; sie geht hernach aber doch auf einen ganzen Nachmittag aus, so merket dies der Knabe. Ja, ich hörte einst ein vierjähriges Kind zur Mutter sagen: Sie hatten mir doch was weiß gemacht, Sie waren weggegangen. Exempel machen Eindruk, und daher müssen wir mit der größten Achtsamkeit auf die Wahrheit halten; nichts versprechen, was wir zu halten nicht im Stande sind, und müssen wir einmal wider unsern Willen unser Versprechen

brechen,

brechen, so müssen wir uns die Mühe nicht verdriessen lassen, unsere Kindern zu überführen, daß es ohne unsere Schuld geschahe, daß wir unser Wort nicht halten konnten. Begehen unsere Kinder kleine Fehler, so müssen wir bei ihrem offenherzigen Geständnisse nicht gebieterisch auffahren, sondern lieber Kleinigkeiten ungestraft hingehen lassen, mit der Erinnerung, daß die Strafe geschenkt sei, weil das Kind den Fehler offenherzig gestanden. Dadurch erwerben wir uns das Zutraun unserer Kinder und gewöhnen sie zur Offenherzigkeit. Durch dies Verfahren habe ich ein so unumschränktes Vertrauen über meine Kinder erhalten, daß ich nie wüßte, daß mich mein Sohn mit einer Unwahrheit hintergangen hätte, er hat sich im Gegentheil zu einer so ausserordentlichen Wahrheitsliebe gewöhnt, daß er für keinen Preis in denen allergeringsten Kleinigkeiten die Unwahrheit sagte; nur dies ist höchst nothwendig, darauf müssen Eltern vor allen Dingen halten, und ihre Kinder werden ihnen durch ihr offenes Wesen und Ehrlichkeit Freude machen.

Man denke sich nur die traurigen Folgen, die es oft in reifern Jahren hat, wenn Kinder diesen Fehler an sich behalten, Unwahrheiten zu sagen, und ihren Eltern etwas zu verbergen suchen. Daß ein junger Mensch ganz fehlerfrei durch die Welt kommen sollte, wenn er oft an fremde Orte unter verführende Gesellschaften kommt, ist beinahe unmöglich, wenn ihm der Rath seines Führers fehlet. Ist er aber gegen denselben oder gegen seine abwesenden Eltern ganz offenherzig, frägt er sie bei allen Gelegenhei-

heiten um Rath, so kann dadurch unzählicher Schade abgewandt werden, und dies Alles wird durch genaue Wahrheitsliebe bewirkt.

Am 17ten Mai.

Ordnung muß einem jeden Kinde mit dem frühesten Jahren eingeprägt werden. Sobald das Kind gehn und sprechen kann, muß man es gewöhnen, jede Sache an seinen gehörigen Ort hinzulegen, und nichts muthwillig zu zerbrechen. Wie ausschweifend ist oft die thörichte Liebe der Wärterinnen zu dem Kinde, das sie auf dem Arme haben? Wenn es Schaden anrichtet, so freuen sie sich wohl, und bewundern die Klugheit des Kindes, weil es schon Sachen zu zerbrechen wisse. Kann man sich wohl was schädlicheres denken? Und wie häufig geschieht dies nicht im gemeinen Leben? Oft bin ich Augenzeuge davon gewesen. Nie sollte man glauben, welchen Vortheil es einem Kinde, wenn es recht früh zur Ordnung und Sparsamkeit angehalten, auf seine ganze Lebenszeit bringt.

Man lasse nur den kleinen Ferdinand drei Tage seine Schuhe an einen gewissen Ort hinsezzen, wenn er sie ausgezogen, so wird ers am vierten Tage gewiß von selbst thun, und sich eine Freude daraus machen, daß er es kann. So mache man es mit jedem Kleidungsstükke, und das kleine, noch unmündige Kind wird von Jugend auf ordentlich werden. Verlangt es ein Stük von seinem Spielzeuge, so gebe

man

man ihm solches mit der Bedingung, es nachher wieder an seinen gehörigen Ort zu sezzen.

Dadurch verderben uns die meisten Wärterinnen die Kinder, daß sie ihnen alles machen, und das Kind nicht selbst handeln lassen. Daß die Ordnung das menschliche Leben sehr versüsse, und daß ein unordentlicher Mensch sich oft unnöthig Verdruß macht, ist wohl nicht zu leugnen. Wird uns aber nicht in der früheſten Jugend eine genaue Ordnung angewöhnt, so wird es hernach sehr schwer halten, daß wir uns daran gewöhnen können, und wir werden manche Stunde mit vergeblichem Suchen hinbringen, die wir doch weit nüzlicher hätten anwenden können, wenn jede Sache ihre gehörige Stelle gehabt hätte.

Am 22sten Mai.

Zum Fleiß müssen wir unsere Kinder, so bald als immer möglich anhalten. Indem Louischen mit der Puppe spielt, muß es arbeiten, es muß Kleidungsstücke für sie verfertigen. Keine Stunde muß müßig hingebracht werden. Die Seele des Menschen ist schon in der Jugend geschäftig, und hat man nichts Gutes zu thun, so nimmt man was unnüzzes vor. So ist es mit erwachsenen Menschen, und verhältnismässig auch so mit den Kindern. Oft wird ein Kind für Unlust und langer Weile weinen, es wird aber vergnügt, so bald es sich womit beschäftigen kann. Im vierten Jahre muß jedes Kind schon arbeiten lernen. Man erlaube ja denen Kindern nicht ihre Zeit vor der Hausthüre zuzubringen. Hier

lernt

lernt das Kind Müssiggang, und böse Sitten von andern übel erzogenen Kindern.

Hat man nicht selbst Zeit sich mit seinen Kindern zu unterhalten, so wähle man ja vernünftige Personen, die um die Kinder sind, damit sie in Gesellschaft derselben fleissig zu sein, lernen. Was ist denn besser, als eine gute Erziehung? Unsere Kinder werden es uns Zeitlebens danken, wenn wir sie zum Fleiß im Guten angehalten. Auch wird der Vortheil nicht geringe sein, den wir von ihrem Fleiß zu erwarten haben. Wird ein Kind früh zur Arbeit angewiesen, so wird es uns manche Mühe ersparen. Es wird gern arbeiten, und sich freuen, uns eine Arbeit von seiner eigenen Hand zu bringen. Wir müssen uns aber hiebei in Acht nehmen, daß wir ihre kleine Bemühung nicht etwa mit Geld oder andern Geschenken belohnen, damit wir ihnen nicht unvermerkt den Geiz einprägen. Blos unsere Liebe muß ihr Lohn sein, unser Beifall muß sie zu neuem Fleisse aufmuntern, und unter unserer Aufsicht müssen sie uns durch allerlei kleine Geschäfte nützlich werden. Wie vergnügt kann aber nicht eine Mutter sein, wenn sie im Kreise ihrer Kinder jedes Geschäfte ordnet, beurtheilt, und wenn es wohlgerathen, mit Beifall lohnet.

Am 27sten Mai.

Mit der genauesten Aufmerksamkeit müssen wir auch dahin sehen, daß unsere Kinder keinen Menschen beleidigen, oder kleine Grausamkeiten an Geschöpfen ausüben. Hat wirklich die Wärterin Fehler begangen,

gen, so müssen wir nicht in Gegenwart des Kindes mit ihr schelten. Ueberhaupt ist alles hizzige Schelten von wenig Nuzzen, noch viel weniger müssen wir es im Angesichte unserer Kinder thun. Mit Liebe und Sanftmuth müssen wir unsern Dienstboten sagen, worin sie gefehlt haben, damit auch unsere Kinder, durch unser Beispiel angereizt, sich zu einem sanften Betragen gegen Niedrige gewöhnen. Sehen wir aber, daß unsere Kinder ein Thier martern, so müssen wir dieses hart bestrafen. Die Fliege, die das Kind quält, und sich freut, sie tödten zu können, scheint uns überflüßig in der Stube zu sein, wir sind froh, daß sie uns nicht mehr beunruhigen kann, und wir glauben es sei einerlei, ob das Kind sie martere, oder wir sie durch erlaubte Mittel wegschaffen; allein wir irren sehr. Das Kind lernt grausam sein, und Gefallen an den Schmerzen kleiner Thiere finden, und so wie es jezzo gegen das kleinste Geschöpf handelt, so verfährt es in der Folge selbst gegen Menschen. Ich sahe einst einen Knaben einen Käfer mit einer Nadel auf das entsezlichste martern; die Mutter des Kindes stand dabei, und da sie ihm seine Grausamkeit nicht verwies, so that ich's. O sagte die Mutter, es ist ja nur ein Ungeziefer, ob der Käfer so stirbt, oder Heinrich belustiget sich damit, das ist ja wohl einerlei. Ich zitterte vor der Zukunft, und hatte Recht. Der Knabe ward in der Folge ein wahrer Menschenquäler, der seiner Mutter unendlichen Verdruß verursachte. Ich habe es daher nie mit ansehn können, wenn Kinder dem kleinsten Thiere etwas zu Leide gethan. Ja, ich habe mich immer gefreut,

wenn

wenn meine Kinder sorgfältig für mein Vieh gewesen, daß es sein gehöriges Futter erhalten.

Am 29sten Mai.

So sehr ich behaupte, daß Kinder die ihnen einmal bestimmte Strafe erhalten müssen, wenn sie fehlen, so ist es doch eine sehr wichtige Pflicht rechtschafner Eltern, in der Wahl der Bestrafung ihrer Kinder äusserst behutsam zu sein. Strafe, beste Freundin, ja nie ohne vorhergehende Prüfung, im Affekt des Zorns, wenn es Dir irgend möglich ist: denn mit Leidenschaft strafen, ist gewiß ein grosses Versehen; und wird hernach das zu hart gestrafte Kind krank, so empfindet man eine grosse Unruhe in seinem Gemüthe, indem man sich als die Ursach seiner Krankheit ansieht. Kinder sind ja geliehene Güter, über die wir zwar nach unserm Willen handeln können, wie wir wollen; allein alle unsere Handlungen, die wir in Absicht der Kinder verrichten, werden von Gott geprüft, und ziehen einst, wenn sie den Kindern nachtheilig gewesen, schwere Ahndung nach sich.

Einst sah ich, wie eine, sonst redliche Mutter ihre Tochter, bei einem Versehen gegen die Wohlanständigkeit, wogegen doch Kinder wegen ihres Leichtsinns leicht fehlen, mit der größten Heftigkeit so in die Augen schlug, daß es todtblaß wurde, da sie hingegen wahre Bosheiten eines andern Kindes, das sich einzuschmeicheln wußte, ununtersucht, und ungestraft hingehen ließ. Giebt es denn nicht andere Strafen, Kinder zu ihren Pflichten zu führen, als

Schlä=

Schläge? Diese müssen für Kinder, als die lezte und härteste Strafe, aufgehoben werden. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich in meiner Jugend von meinen vortreflichen Eltern einen Schlag bekommen hätte, und doch war bei uns Kindern Liebe und Furcht so vereint, daß wir auf jeden Blick unserer Eltern achteten, uns es zum größten Vergnügen machten, ihre Befehle auszurichten, und durch kleine Dienstleistungen unsere Gefälligkeit an den Tag zu legen. Kam unser gute Vater nach Hause, so hatte Jedes von uns ein kleines Amt: Eins brachte ihm das Nachtzeug, ein anderes hatte schon den Tisch gedeckt, ein drittes ein vom Vater ihm aufgetragnes Geschäft nach seinem Vermögen besorgt, indeß die Schwestern in der Küche der lieben Mutter halfen. Nach dieser Einrichtung der Mutter, wurden alle etwa vorfallende Zwistigkeiten gehemmt, so bald der Vater in die Stube trat. Jedes Versehen, jeder Fehler hatte seine bestimmte Strafe, und es mußte schon ein grosses Versehen, oder ein Fehler des Herzens sein, welchen der Vater erfuhr. Wenn das fehlende Kind nicht mit zu Tische kommen, und mit den Eltern beten durfte, so war dies die größte Strafe, die auch, wenn sie vollzogen wurde, solchen Eindruk machte, den ich nicht beschreiben kann. Freilich war auch in unserm Hause die beste Ordnung, da ein kluger Vater mit der zärtlichsten Gattin die Erziehung theilte; denn wo Streitigkeiten und Unordnung die Oberhand haben, kann wohl unmöglich gute Kinderzucht sein. Es war auch ein höchst glückliches Leben, an welches ich mich noch mit der größten Freude,

und

und dem gerührtesten Dank gegen Gott erinnere, daß ich von solchen edelgesinneten Eltern schon früh die Tugend lernte. Auch meine lieben Eltern fanden sich dabei so glüklich, daß sie ihre Glükseligkeit, wenn sie auch bisweilen von Noth bestürmt wurde, doch gegen kein Königreich vertauscht hätten.

Die Strafen der Kinder lassen sich nicht immer gleich bestimmen; allein ein von Natur fühlbares Herz läßt sich gewiß viel leichter durch Beschämung, als körperliche Züchtigung lenken.

So macht es oft einen starken Eindruk bei Kindern, wenn man sie bei Fehlern des Ungehorsams auf einige Zeit, aus seiner Gegenwart verbannt, nicht mit ihnen spricht, sie allein essen läßt; und sollte dieses alles nicht helfen, so ist körperliche Strafe nothwendig; nur muß dabei eine ernsthafte Vorstellung dem Kinde gemacht werden, und es muß von seinem Vergehen so überführt sein, daß es einsehen lernt, es habe die Strafe verdient, und die Beschimpfung und Furcht vor Strafe muß weit grösser als die Strafe selbst sein. Wissen nun die Kinder einmal, daß ihre Fehler nicht übersehen werden, so werden sie sich auch mehr in Acht nehmen, und Kinder, die von Jugend auf mit weiser Vorsicht erzogen, werden schon im neunten bis zehnten Jahre keine Strafe mehr nöthig haben.

Manche Eltern bestrafen Kinder in ihren ersten Lebensjahren beinahe gar nicht, hernach aber, wenn die Kinder älter werden, wollen sie mit Härte auf einmal alle Unarten wegschaffen. Das ist aber ein ganz verkehrter Weg. Kinder, die von zarter Ju-

gend

gend gut erzogen sind, folgen hernach mehrentheils von selbst; ist aber die erste Zucht versäumt, so muß man hernach mehr mit Vernunft und Nachdruk lenken, und verbessern was versehen ist. Denn es gehört Verstand und Ueberlegung dazu, immer die besten Mittel zu wählen, weil die Gesinnungsart sehr verschieden ist, und der eine sich durch diese, der andere durch jene Mittel zu Beobachtung seiner Pflichten führen läßt. Wer da keine Geduld hat, die Gemüter der Kinder und ihre Hauptneigungen auszuforschen, der schikt sich keineswegs zur Erziehung.

Die Liebe einer Mutter macht sie da gewiß oft am geschiktsten zu Erfüllung dieser Pflichten. Und ohne Freude ist doch die Bemühung nicht, wenn sie z. B. sieht, wie eins ihrer Kinder an diesem oder jenem Vergnügen findet, das andern ganz gleichgültig ist, und die denn wieder einen andern Lieblingswunsch haben. So wird oft ein Knabe, der in der Jugend öfters auf seinem Sinne beharrte, ein standhafter Mann, wenn er recht behandelt wird, und ein Mädchen, das Puz und Zierde liebt, wird, wenn sie die Mutter zurecht führet, eine ordentliche Hauswirthin.

Lebhafte Gemüther sind besser zu bilden als schläfrige, und Eltern, die oft den Wunsch äussern, ihre Kinder möchten sich so stille betragen, daß man sie kaum merke, fehlen sehr. Das Kind muß vor unsern Augen handeln, damit wir seine Beschäftigungen sehen, und beurtheilen, und es zugleich, wenn es fehlt, wieder zurecht weisen können. Ein Kind, das

beständig auf einem Flekke stille sizzet, ist entweder krank, oder hat wenig Seelenkräfte.

Gewiß, wir sollten nur mehr auf unsere Kinder merken, und wir würden tausendfache Freude davon haben.

Am 4ten Junii.

Viele Kinder haben bei einem fähigen Verstande den Fehler, daß sie blöde sind, und zittern, wenn sie in die Gesellschaft fremder Leute gehen sollen. Dieser Fehler entstehet wohl meistens daher, wenn Kinder von Jugend auf nicht viel unter fremde Leute kommen. Allein oft werden die Kinder in Gesellschaften so behandelt, daß man sich darüber wundern muß. Das kleine Lonischen glaubt, alle Augen wären auf sie gerichtet, sobald sie in die Stube käme, daher besieht sie vorher sorgfältig ihren Anzug, um keinen, in die Augen fallenden Fehler, an sich zu haben, und nun tritt sie schüchtern in die Stube, und macht aus Furcht, das so oft geübte Kompliment, schlecht. Gleich fährt die Mutter auf: Wie schlecht führst Du Dich nun wieder auf, gleich geh hin, und küsse jedem die Hand. Dem Kinde treten die hellen Thränen in die Augen, es kann sich des Weinens nicht enthalten, und wird mit Schelten aus der Thüre gewiesen, ja es darf sogar, der schlechten Aufführung wegen, den Abend nicht bey Tische kommen. Nun verspricht das sonst gute Kind, den Fehler nicht wieder zu begehen, allein, beinahe jedesmal hat sie dasselbe Unglük, und am Ende fürchtet sie sich vor Gesellschaf-

ten

ten wie vor dem Tode. Wer hat nun mehr Schuld, die Mutter oder die Tochter? Würde die Mutter gelassen dem Kinde vorstellen, daß die Fremden Menschen, wie sie, wären, und würde sie die Fehler des Kindes weniger bemerken, so würde das Kind Dreustigkeit bekommen, das freundliche Betragen der gegenwärtigen Gäste würde es zutraulich machen, und es würde gewiß nach und nach seine Blödigkeit verlieren, und seine Zeit angenehmer hinbringen, als wenn es traurig unter dem Gesinde herumläuft, und noch wol gar Strafe erhält, daß es Schaden an seiner Kleidung bekommen, weil sich niemand darum bekümmert.

Manche Mütter haben die üble Gewohnheit an sich, daß sie in Gegenwart fremder Leute von den Unarten ihrer Kinder, wenn sie zugegen sind, reden. Sage mir, liebste Freundin, wie kann dies Verfahren Kinder bessern, sie müssen ja im Gegentheil alle Liebe gegen die Mutter verlieren. Wenn wir Erwachsene fehlen, so macht es uns unbeschreiblichen Kummer, wenn andere Menschen unser Verhalten gesehen. Gehet es nicht mit Kindern eben so, die doch das Recht vom Unrecht nicht so, wie wir, zu unterscheiden wissen, und oft schon längst die Strafe für begangene Thorheiten erhalten haben?

So als wir unsere Achtung bei andern Leuten zu erhalten wünschen, so müssen wir auch die Achtung unserer Kinder zu erhalten suchen. Freunde können uns ja bei der Erziehung der Kinder nicht immer helfen, und wollen wir ja mit ihnen verschiedenes in Ansehung unserer Kinder überlegen, so muß es in der Ab-

Abwesenheit der Kinder geschehen, und in ihrer Gegenwart ist die größte Behutsamkeit in unsern Reden nöthig. Es ist eine ausgemachte Regel, daß Kinder nicht alles, was erwachsene Personen mit einander reden, hören müssen, denn die Kleinen, die nichts zu thun haben, merken auf jedes Wort. Wir thun daher am Besten, daß wir ihnen, wenn wir keine Zeit, sie zu unterhalten haben, eine kleine Gesellschaft von Kindern bitten, die mit ihnen ohngefähr im gleichem Alter sind, damit sie ihre Zeit vergnügt und unterhaltend hinbringen. Doch müssen wir noch dahin sehen, daß bei solcher kleinen Gesellschaft eine vernünftige Aufseherin sei, weil Kinder ohne Aufsicht, leicht Thorheiten vornehmen, da sie im Gegentheil in einem Nachmittag viel Gutes bei ihrem Spiele lernen können, wenn eine liebreiche Seele sich mit ihnen unterhält und ihre Leidenschaften auf das Gute hinlenkt.

Am 8ten Junii.

So unangenehm auch die kleinen Zänkereien unser Geschwistern sind, so glaube ich doch, daß es beinahe keine Familie giebt, wo sich die Kinder untereinander immer gleich gut vertragen können. Bei verschiedenen Neigungen, und bei völligem Mangel an gehöriger Klugheit kann es wohl unmöglich fehlen, daß kleine Streitigkeiten entstehen müssen, und diejenigen Eltern, die daraus den ängstlichen Schluß ziehen wolten, daß ihre Kinder sich auch in den reifern spätern Jahren nicht vertragen würden, gehen in ihrer Besorgniß zu weit. Gemeiniglich, wenn gute

Ge-

Gemüther von einander getrennt werden, so empfinden sie dann erst die ganze Stärke der Liebe zu ihren Geschwistern.

Gern bin ich öfters Richterin bei kleinen Zwisten meiner Kinder. Dies ist die Gelegenheit, wo ich die Stärke ihrer Leidenschaften am besten kennen lerne: ja ich habe hier oft in einer Stunde mehr zu lernen, als sonst in ganzen Tagen. Ich habe es oft nicht mit ansehen können, wie verkehrt die Eltern die Streitigkeiten ihrer Kinder beigelegt. Wenn sich meine Kinder verunwilliget, sagte mir eine Mutter, so gebe ich dem einen so viel Strafe als dem andern, und da darf keiner weiter ein Wort reden. Wie leicht ist aber dies Verfahren nicht Ursach zum Haß zwischen Brüdern und Schwestern, denn bekommt der Unschuldige so viel Strafe, als der Schuldige, so kann ihn dieses zum Bösen anreizen, und der Schuldige wird die Bestrafung nicht achten, weil Kinder sich oft wenig aus derselben machen, wenn ihre Geschwister nur dieselbe Strafe erhalten. In diesem Falle muß man ja nicht auf das Angeben der Kinder achten, sondern wenn man nicht selbst bei ihren Streitigkeiten zugegen gewesen, der Aussage gewissenhafter Personen glauben, und darnach die Bestrafung einrichten. Ist man aber selbst zugegen, so muß man ja äusserst vorsichtig sein, daß man nicht selbst in Affekt kommt. Eine kleine Weile muß man den Streit der Kinder anhören, alsdann muß man unterrichtend mit Liebe die Herzen der Getrennten wieder zu vereinigen suchen. Ein Gemüth ist immer mehr zur Versöhnung und Verträglichkeit geneigt, als

das andere; wir thun daher wohl, wenn wir der friedfertigen Seele zuweilen einen kleinen Beweis unserer Liebe geben, damit es die andern zur Nachahmung ermuntert.

Wie sehr wir die Leidenschaften der Kinder durch weise Bemühung zu bilden im Stande sind, ist nicht zu sagen. Mitten unter den Streitigkeiten unserer kleinen Lieben können wir sie die wahre Grosmuth kennen lehren. Ihre Hizze kann Standhaftigkeit werden, aus ihrer Blödigkeit müssen wir edle Schamhaftigkeit bilden. Ihre Offenherzigkeit muß uns nie beleidigen, und wenn sie uns auch ganz frei sagen, daß wir ihnen zu strenge scheinen, so muß uns dieses nicht aufbringen. Nur Lügen müssen wir bestrafen. Neid und Rache müssen wir sie verabscheuen lehren, und ihnen die Häßlichkeit dieser Laster mit den lebhaftesten Farben schildern. Ich mußte einst zu meinem Kummer an einem Orte gegenwärtig sein, wo eine wahre Ungerechtigkeit an einem Kinde begangen wurde. Das eine Kind hatte etwas versehen, und wurde deswegen gestraft, das andere konnte sich dabei der Thränen nicht enthalten, es wurde ihm verboten, und da es nicht sogleich aufhören konnte mit Weinen, wurde es eben so heftig als das fehlende Kind bestraft. War dies nicht höchst ungerecht? Statt dem weichherzigen Kinde zuzureden, wurde es für sein Mitleiden geschlagen.

O theure Freundin, ich bitte Dich, überleg' alles wohl, was Du bei Deinen Kindern unternehmen willst, sonst zerstörst Du das Gute, was in den Herzen Deiner Kinder liegt, selbst, und machst aus

weichen gefühlvollen Herzen grausame Geschöpfe, die es mit Vergnügen ansehen werden, wenn andere Menschen leiden.

Am 13ten Junii.

Sorgfältig müssen wir stets für die Beschäftigungen unserer Kinder sein, und ihnen immer Arbeiten, die ihnen angenehm sind, geben. Wenn wir verlangen, daß unsere Kinder den ganzen Tag über, bei einem Geschäfte, wie angefesselt ohne Veränderung sein sollen, so werden sie verdrüßlich. Unter angenehmen Abwechselungen aber, werden sie die Tage so glüklich und zufrieden hinbringen, daß sie sich nach wenig anderer Veränderung und Gesellschaft sehnen werden. Erholungen müssen sie nach dem Fleisse haben, und diese können Spiele sein, wobei sie zugleich etwas lernen können, und die mit Leibesbewegungen, die ja nicht verabsäumt werden dürfen, verbunden sind. Auch bei den Arbeiten muß man dahin sehen, daß sie solche bekommen, die sie gern und mit Lust vornehmen. Denn der Hang der Kinder ist so verschieden, daß jedes sein Werk gewiß gut vollenden wird, sobald es Lust dazu hat.

Es ist freilich traurig, wenn zuweilen Kinder nicht fleissig sind, und zu nichts Lust haben. In diesem Falle ist es alsdann nothwendig, strenge Mittel zu gebrauchen, und ihnen auch wol einige mal die Bedürfnisse des Lebens zu versagen, damit sie einsehen lernen, wie nothwendig es sei, fleissig zu sein, und sein Brod zu erwerben. Wird aber einem Kinde

etwas von Natur schwer zu verrichten, so ist es strafbar, wenn wir gleich durch Härte und beständiges Schelten demselben das Lernen noch schwerer machen wolten. Es giebt leichte Arten, Kindern etwas beizubringen, so wie es auch schwere Lehrmethoden giebt, daher wir ja bei Kindern, denen das Lernen schwer wird, Lehrer wählen müssen, die sie nicht mit zu vielen Auswendiglernen ermüden. Manchem Kinde wird keine Sache schwer, es darf eine aufgegebene Seite nur überlesen, so weiß es dieselbe auswendig, und behält dabei das Gelernte ohne Mühe; dahingegen ein anderes sich aufs äusserste anstrengen muß, wenn es etwas begreifen will. Ist das erste Kind nicht schon weit glüklicher? Sollen wir aber das andere darum weniger lieben, daß es nicht mit eben der Fertigkeit eine Sache begreifen kann? Allein dann kann es wohl nicht fehlen, daß wir das eine Kind vorziehen müssen, wenn wir sehn, daß sich das andere ganz und gar keine Mühe giebt, was nüzliches zu lernen, ob es ihm gleich nicht an Fähigkeiten fehlt.

Für gute Lehrer müssen wir ja bei unsern Kindern sorgen, sonst machen wir ihnen die beste Sache zuwider. Vom sechsten bis zehnten Jahre müssen wir dahin sehen, daß unsere Kinder mehr angenehm als strenge unterrichtet werden, damit sie immer Lust zum Lernen behalten. Oft schikken sich sehr gelehrte Männer nicht zu Lehrern für Kinder. Ihr strenges Ansehn, ihre ernsthafte Sprache, ihr strafender Ton schrekt oft Kinder ab, daß sie ihre Meinung nicht sagen, oder Fragen aufwerfen, die ihren Verstand sehr aufklären würden. Gleichwol ist dieses zur Bildung

dung höchst nothwendig, und die ersten Lehrer haben beinahe Einfluß auf das Herz, so lange wir leben. Solte man nun nicht allen Fleiß anwenden, einen Mann zum Unterricht der Kinder zu wählen, dessen Grundsäzze gut, der richtig denkt, über Erziehung viel gelesen, die Kinder liebt, und auf eine angenehme Art die Kinder unterrichtet?

Wie schwer wird nicht manchem Kinde das Lesen lernen, da hingegen ein anderes schon im fünften Jahre lesen kann? Solte man aber dem Kinde, dem das Lesen schwer fält, deshalb gehässig werden, es durch die härtesten Strafmittel zum Lernen anhalten, so würde man eine wahre Grausamkeit begehen; wolte man es aber auch versäumen und sagen: der Knabe will nichts lernen, was soll ich mit ihm anfangen, so würde auch diese unverzeihliche Nachlässigkeit höchst ungerecht sein. Hier müssen wir im Gegentheil weder Fleiß noch Mühe sparen, damit wir unsern Zwek erreichen. Nie müssen wir ungeduldig werden, will das eine versuchte Mittel zum Unterrichte nicht glükken, so wählen wir ein anderes. Wolte man hier aber einwenden, und sagen: wer hat dazu Lust und Zeit, so antworte ich: eine gute gewissenhafte Mutter hat beides gewiß. Sie, die nichts sehnlicher wünscht, als das Glük zu erleben, geschikte und tugendhafte Kinder zu haben, wird keine Mittel, dieses Glük zu erlangen, sparen, und das Wohl ihrer Kinder befördern.

Ich lernte in meinem vierten Jahre bei meinem ersten Lehrer das Lesen durch Würfeln, und lernte es in vier Wochen. Die Gabe, die der Mann zum Unter-

terrichte hatte, war so leicht und angenehm, daß wir Kinder uns alle Tage auf seinen Unterricht freueten. Beständig hatten wir Abwechselung, und jede Sache ward so interessant vorgetragen, daß wir mit Vergnügen zuhörten, und alles leicht faßten. Freilich lernte das Eine lieber Geographie, wenn das Andere hingegen biblische Geschichte lieber hörte, und ein Drittes mit mehrerer Lust schrieb und rechnete. Unsere Gemüthsneigungen waren also sehr verschieden, aber wir lernten alle sehr gern, und die Stunden des Unterrichts waren Stunden der Freude, die wir nicht fürchteten, wie viele Kinder öfters thun.

Doch müssen wir ja Aufsicht haben, daß Kinder die gröste Hochachtung für ihre Lehrer haben. Wenn in der Lehrer Gegenwart Thorheiten begangen werden, und Eltern schweigen dazu still, oder lachen wol gar darüber, so verderben sie alles Gute, was Kinder erndten könnten; ja Eltern haben die Pflicht auf sich, ihre Reden mit der grösten Sorgfalt zu prüfen, damit sie sich nicht über kleine Schwachheiten rechtschaffener Menschen etwas entfallen lassen, und dadurch ihre Kinder selbst diesen, für die menschliche Glükseligkeit so nachtheiligen Fehler lehren, der in der Folge den schädlichsten Einfluß hat.

So viel es in unserm Vermögen steht, müssen wir unsere Kinder selbst unterrichten. Erlaubt es unsere Zeit nur einigermassen, so müssen unsere Kleinen die Begleiter auf unsern Spaziergängen seyn, wo denn die bequemste Gelegenheit sich darbietet, sie was Nüzliches zu lehren. Der ganze Schauplaz der Natur ist ein grosses herrliches Buch, aus dem wir den an-

angenehmsten und lehrreichsten Unterricht schöpfen können. Der Baum, die Blume, der Vogel, der Bach sind Lehrer der frühen Jugend. Noch oft denke ich mit innigem Vergnügen an die jugendlichen unschuldigen Freuden, die ich genoß, wenn ich mit meinem seligen Grosvater, nach meinen geendeten Schularbeiten, durch die Kornfelder wandelte, und er mir bei dem Gesange der Lerche, Lehren der Weisheit gab. Wenn wir dann ermüdet auf einem Hügel ausruheten, und den prächtigen Untergang der Sonne betrachteten, wie ward da oft meine junge Seele von Empfindungen hingerissen, die ich noch izt, indem ich sie denke, beinahe in ihrer ganzen Stärke empfinde.

Es ist gewiß, in der Jugend empfindet man alles weit schneller und stärker, denn das Herz ist noch sorgenfrei, und die ganze Seele kann sich auf den Gegenstand lenken, den wir vor uns haben. Wie gern stand ich auf den Ruf meines Führers früh auf, und sahe mit ihm die Sonne aufgehen.

Der Sonnen Aufgang ist ohnstreitig eins der prächtigsten Schauspiele der Natur, und doch geniessen dieses Vergnügen so wenig Kinder, ob es gleich den vielfältigsten Nuzzen hat.

Schon früh lernte ich die Schönheiten der Natur kennen, lernte in den zarten Jahren den guten Gott lieben, lernte dabei alle Feldfrüchte und ihren Nuzzen, gewöhnte mich zum Frühaufstehen, und wurde stark und munter. Wie viel nüzliches konnt' ich nicht in einem Tage verrichten, wenn ich um vier Uhr aufstand, und wie heiter war oft mein Geist, wenn ich nach einem solchen Spaziergange nach der

Schule eilte, das Lernen ward mir alsdann noch einmal so leicht. Oft rief ich das genossene unschuldige Vergnügen in meine Seele zurük, und unterhielt gute Gedanken den ganzen Tag über in meinem Herzen.

Mir sind Familien bekannt, wo die Kinder nur wenig die Luft geniessen, und selten ins freie Feld kommen.

Einst fragte mich ein zehnjähriges Frauenzimmer, ob denn die Kornblumen oben auf den Kornähren wüchsen? und ich sagte: meine Liebe, haben Sie nie die Felder durchwandelt, und die blauen Kornblumen zwischen dem Korne stehen sehen? Nein, sagte sie, wir gehen nie im Felde spazieren, damit uns die Sonne nicht verbrennet.

Kann wol so ein nichtiger Bewegungsgrund Eltern abhalten, ihren Kindern wahre reine Vergnügungen zu verschaffen, und sie Gutes zu lehren? Man solte fast nicht glauben, daß die Eitelkeit so weit ginge, und doch sieht man es oft, daß die wenigsten Kinder die frische Luft genug geniessen, um frölich und gesund zu sein.

Am 17ten Junii.

Unter allen Leidenschaften bemächtigt sich keine der menschlichen Seele in der Jugend so leicht, als der Stolz. Sobald ein Kind etwas weiter, als das andere, im Lernen ist, so pflegt es gemeiniglich auf diesen Vorzug stolz zu werden. Auch äussere Bildung des Körpers flösset ihm Stolz ein. So verachtungswürdig nun aber diese Leidenschaft ist, und so sehr sie

die

die Seele eines zum vernünftigdenken, bestimmten Wesens erniedriget, so kann sie doch zur Edelmüthigkeit gebildet werden, wenn sie recht behandelt wird.

Wenn ein Kind sich nur schöne Kleider wünscht, und darin einen Vorzug sezt, so muß man es ganz anders behandeln, als wenn es wahren Stolz besizt, und andere Menschen neben sich verachtet. Man glaubt oft, man müsse Kinder, die viel auf gute Kleidung halten, ganz schlecht kleiden, damit man ihnen diesen Fehler abgewöhne. Daß dies aber nicht der rechte Weg sey, darin hege ich mit vielen Erziehungslehrern einerlei Meinung. Wir wünschen uns oft in der Welt viele äussere Dinge, und lassen es uns nicht ausreden, daß ihr Besiz unsere Glükseligkeit vermehren würde; sobald wir sie aber besizzen, werden sie uns gleichgültig, ja wir können sie ohne grossen Gemüthskummer wieder entbehren, und das daher, weil wir die Nichtigkeit unserer Wünsche einsahen. So geht es oft Kindern; die übrigens fleissige und gute Kinder sind, haben, wenn sie sehen, daß ihre Mitschüler zierlich gekleidet sind, oft den Wunsch, bei gleichen Kenntnissen ein gleiches Kleid zu haben. Warum sollen wir, sobald es unsere Umstände nur erlauben, es ihnen abschlagen? Es ist gewiß, daß eine gut gewählte Kleidung junge Leute öfters empfiehlt, und ich glaube, daß ein junges Herz, wenn es in diesem Falle öfters seine Wünsche erreicht, desto eher die Nichtigkeit derselben einsehen lernt, dahingegen es weit heftiger nach Befriedigung seiner Wünsche werden muß, je mehr ihm diese versagt werden.

Sol-

Solten wir aber bei unsern Kindern merken, daß sie, der Kleidung wegen, andere rechtschaffene Menschen, die nicht so wie sie, gekleidet sind, neben sich verachteten, und etwa glaubten, ihre Kleidung gebe ihnen ein Vorrecht, stolz und gebieterisch zu sein, so ist es die größte Pflicht für uns, ihren Stolz dadurch zu bestrafen, daß man ihnen die schlechte Freude ihres Herzens raube, sie auffallend schlecht kleide, bis sie ihren Fehler erkennen und sich bessern. In diesem Falle wirket das Beispiel der Eltern sehr auf die Kinder. Stolze Eltern werden selten demüthige Kinder haben, und so wie sie oft andern Leuten mit Worten begegnen, folgen Söhne und Töchter nach. Nicht leicht werden menschenfreundliche Eltern stolze Kinder lange erdulden können, die Verachtung, mit der sie ihnen begegnen, und die Vorstellungen, die sie darüber machen, die Beispiele von edlen Seelen, welche sich durch Edelmuth und Tugend vor andern ausgezeichnet, und die Mittel, wodurch sie dieselben überzeugen, daß in der Demuth die wahre Würde des Menschen bestehe, wird ihr Herz und Neigung lenken, und zur Nacheiferung antreiben, gute ruhmwürdige Handlungen auszuüben. Bei dieser Gelegenheit ist es denn Zeit, das Kind zu überzeugen, daß keine Handlung, die nicht aus Liebe zu Gott geschieht, den mindesten Lohn zu erwarten habe. Denn sonst lernt unsere Jugend blos um der Ehre willen, und nicht aus Liebe zur Tugend gut handeln, welches doch der einzige Zwek unsers Lebens sein soll.

Mit theilnehmender Empfindung war ich einst Zeugin, wie sehr eine edelmüthige Mutter im Stande

war,

war, das Herz ihrer Tochter durch ihr Beispiel zu rühren, und sie zugleich zu überführen, daß sie gefehlt. Ich war nemlich mit dieser in der Gesellschaft bei einer meiner Freundinnen. So sehr diese zärtliche Mutter die Herzen aller Anwesenden, durch ihre einnehmende Leutseligkeit und Gütigkeit einnahm, so sehr entfernte ihre sonst schön gebildete Tochter, durch ihr stolzes Betragen alle Herzen von sich. Das Mädchen war bei ihren Großeltern erzogen, die ihr denn mehr Achtung für Stand und Vermögen eingeflößt hatten. Ich merkte nur zu sehr, wie die gute Mutter die Verachtung, womit ihre hochmüthige Tochter dem Kinde meiner Freundin begegnete, kränkte. Sobald aber die Fremden sich entfernt hatten, machte sie ihrem gepreßten Herzen Luft. Sie nahm, mit Thränen in den Augen, die kleine Luzie bei der Hand, küßte sie, und sagte mit inniger Wehmuth zu meiner Freundin: Wie glüklich sind Sie, Mutter, die Sie das Glük haben, Ihre Tochter selbst zu bilden, und in den frühsten Jahren Demuth lehren zu können. Mein Schiksal ist traurig, denn der Stolz meiner Tochter verbittert mir mein Leben, alle meine Bemühungen, die ich auf ihre früheste Jugend gewendet, sind durch eine andere Erziehung verloren, und nie wird es mir möglich sein, eine Seele zu lieben, die alle ihre Nebenmenschen verachtet, und sich allein nur für schön und klug hält.

Ja meine Tochter ist für mich auf immer verloren, legt sie nicht den unerträglichen Stolz von ganzer Seele ab. Kann ich wol, da der Abend meiner Tage herannahet, ich auch nicht weiß, wie lange noch

mein

mein gegenwärtiges Leben fortdauren wird, hoffen, einst mein Kind in jener Welt wieder zu sehn, da doch Gott gewiß alle stolze Herzen aus seinem Reiche verbannen wird? Ein Strom von Thränen hinderte sie, weiter zu reden. Wir alle waren gerührt, und die Tochter fiel der Mutter um den Hals, und versprach mit der innersten Bewegung der Seele, ihren Fehler zu verbessern. Ob es gleich ausgemacht ist, daß Stolz, der einmal tief in der Seele Wurzel geschlagen, nicht leicht ohne die stärkste Demüthigung ausgerottet werden kann.

Am 21sten Junii.

Obgleich der Geiz mehr ein Fehler des Alters als der Jugend ist, so finden wir doch bey Kindern schon öfters einen natürlichen Hang zu diesem Laster, welches eines der verabscheuungswürdigsten ist. Die Klugheit befiehlt es uns, genau zu untersuchen, ob unsere Kinder bey ihrer Sparsamkeit wohlthätig sind, oder ob sie das Geld blos sammlen, um es nur zu haben, und also dadurch einen Hang zum Geiz äussern. Ist das leztere, so müssen wir alle Mittel von früher Jugend auf, so bald wir es bemerken, anwenden, sie von der Schädlichkeit des Geizes zu überführen, und unser eigenes Beispiel muß sie täglich lehren, daß Wohlthun mehr Freude bringt, als die Neigung, alles nur für sich allein zu besizzen. Oft müssen wir ihnen durch kleine Erzählungen zeigen, wie der Geizzige sich selbst bestrafe, und keine reine Freuden schmekken könne. Wir müssen unsere Kinder in die Hütten

des

des Elends führen, und ihnen zeigen, daß der Arme Hülfe bedürfe, und daß es grausam sei, ihm dieselbe zu entziehen.

Wir müssen ihnen auch zuweilen Geld geben, denn es ist sehr nothwendig, daß ein Kind mit dem Gelde gehörig umgehen lerne, und nach Verlauf einiger Zeit um die Anwendung desselben fragen, die sie mit diesem Gelde gemacht haben. Haben sie es auf eine unnüzze Art verwahrt, so müssen wir ihnen die Thorheit ihres Verhaltens zeigen, und die Wege weisen, wie sie sich mit ihrem kleinen Schazze Freude machen könnten.

Sehen wir aber, daß unsere Vorstellungen nicht helfen, so müssen wir die ernstlichsten Strafen und Beschimpfungen auf ihre beharrliche Thorheit sezzen.

Auch müssen wir immer die Absicht bei den Handlungen unserer Kinder bemerken; ob wahre Willigkeit des Herzens aus Liebe zu uns, und aus Gehorsam gegen Gottes Gebot, oder ob Eigennuz die Triebfeder ihrer Handlungen sei.

Spare keine Mühe, meine Freundin, Deine Kinder auszuforschen, um sie gleich zu überführen, wo sie eigennüzzig handeln. Dies ist Mutterpflicht! Giebt es wol ein unausstehlicher Geschöpf in den Augen Gottes und aller Rechtschaffenen, als ein eigennüzziger Mensch, der nichts als nur das thut, wobei er offenbar seinen eigenen Vortheil sieht?

Der Eigennüzzige wird sich nie wahre Ruhe verschaffen können, und solche Menschen sind mir unerträglich.

Indeß

Indeß ist es gewiß, daß wir öfters selbst die meiste Schuld an der Eigennüzzigkeit unserer Kinder haben. Wie oft belohnen wir ihren Fleiß durch Geschenke? Auf ihre nur gut scheinende Handlungen sezzen wir Belohnungen, und haben wir auf die Art die Kinder bis ins achte Jahr verdorben, so ist die gute Erziehung auf die Zukunft sehr schwer, und der Eigennuz hat sich so tief eingeprägt, das hernach öfters, um das Versäumte wieder gut zu machen, Bemühung und Fleis umsonst angewandt sind.

Am 25sten Junii.

So sehr es auch Pflicht für uns ist, für die Seele der Kinder zu sorgen, so sehr ist es auch Pflicht gutgesinnter Eltern, die Gesundheit ihrer Kinder zu erhalten. Früh in den ersten Jugendjahren müssen wir sie abhärten, damit sie Luft und Witterung ertragen lernen.

Es ist zwar gegründet, daß, so wenig ein Apfelbaum die Dauer einer Eiche erreichen wird, so selten werden schwache Eltern auch starke Kinder haben. Allein es ist ausgemacht, auf die erste Erziehung kommt viel an.

Wenn wir unsere Kinder recht früh an die rauhe Luft gewöhnen, sie oft im kalten Wasser baden, so wird ihnen dieses auf ihre ganze Lebenszeit vortheilhaft sein. Ein verzärtelter Mensch trägt sein ganzes Leben hindurch den Schaden seiner ersten Erziehung, nicht die Hälfte der Freuden, die der Gesunde und Starke genießt, schmekt er, in der schönsten Jahres-

zeit muß er öfters befürchten, daß ihm ein rauhes Lüftchen schade, und so wohnet in einem kranken Körper selten eine zufriedene heitere Seele.

Es ist zwar ausgemacht, daß nicht alle Kinder von Natür gleich stark sind, demohngeachtet liegt die Schwachheit des Körpers mehrentheils in der weichlichen Erziehung. Daher ist es eine der größten Pflichten rechtschaffener Mütter, ihr Kind selbst zu stillen, und ihm mit der ersten Muttermilch gesunde Nahrung einzuflössen, wenn es sonst ihre Gesundheit zuläßt. Ich wenigstens würde mein Kind lieber mit reiner Muttermilch zu nähren suchen, als es einer gewissenlosen Amme überlassen, die ihm die heftigsten Leidenschaften ihrer Seele einflößt, und oft durch Sorglosigkeit und Nachlässigkeit dasselbe verwahrloset. Wie unbarmherzig öfters diese leichtsinnigen Geschöpfe mit Kindern umgehen, hab ich oft genug gesehen. Nach der stärksten Erhizzung tränkten sie die Kinder. Jede Mutter wird auch aus Erfahrung wissen, daß Verdruß und Aerger beim Stillen schaden, und wie oft ärgern sich diese Leute nicht, wo denn das erste nach dem Aerger ist, daß sie dem Kinde schenken. Alles dieses unterbleibt, sobald eine Mutter selbst ihrem Kinde die erste Nahrung giebt; denn die erste Verpflegung eines Kindes hat einen grossen Einfluß auf die Gesundheit. Wie sorgfältig nimmt sich eine gute Mutter in Acht, alles das zu vermeiden, was ihre Pflichten verlezzet, und wenn ihr ja ein unvermeidlicher Verdruß begegnet, so weiß sie durch geschikte Mittel vorzubeugen, damit es ihrem Säuglinge nicht schade. Sie wird auch ferner

 nach

nach dem Stillen für die beste und leichteste Nahrung sorgen, die dem Kinde nicht nachtheilig; da im Gegentheil unwissende Wärterinnen es oft überfüttern. Denn wie viel traurige Beispiele haben wir nicht, daß gesund geborne Kinder durch schlechte Wartung und Ueberfütterung die elendesten kränklichsten Kinder geworden sind?

Es ist ausgemacht, daß nach dem ersten Vierteljahre leichte Kleidung weit besser für die Kinder ist, als wenn wir sie zuviel in warme Kleidung hüllen, auch ist es gut, wenn sie mit unbedektem Haupte und entblößter Brust gehen. Eine leichte Bedekkung des Nachts wird weit gesunder, als gewärmte Betten sein. Wenn die Kleinen, sobald sie laufen können, im Schnee und Regen baden, so härtet sie dies ab, und macht den Körper stark, daher fehlen die Eltern, wenn sie mit den Kindern schelten, indem sie sich dies Vergnügen machen. Zu warme Stuben sind der Gesundheit des Menschen nachtheilig, eine gemässigte Wärme aber erhält das Blut flüssig und den Geist munter. Solten wir nun nicht alles beitragen, unsere Kinder gesund zu erhalten?

Es ist ein grosser Vorzug, wenn Kinder so gewöhnt werden, daß sie nicht allein alle Speisen geniessen, sondern daß ihnen auch keine Art von Speisen schadet. Viel warmes Getränk schadet der Gesundheit, und wir thun deshalb wol, wenn wir unsere Kinder gewöhnen, des Morgens ein Glas kaltes Wasser zu trinken, wenn sie im dritten bis vierten Jahre sind. Ueberhaupt ist Wasser das allergesundeste Getränk für uns Menschen. Es giebt uns

die

die beste Nahrung, macht uns munter und stark, und sind unsere Kinder einmal an Wasser gewöhnt, so werden sie niemals anderes Getränk verlangen, und dabei wie die Rosen blühen. Auch müssen wir Kinder sehr sorgfältig für künstlich zusammengesetzten köstlichen Speisen in Acht nehmen, und es muß ihnen gleich sein, welche Kost sie erhalten, wenn sie ihren Hunger damit stillen und die Kost nur gehörig bereitet ist.

Den Hang zu köstlichen Speisen lehren gewiß die Mütter die Kinder selbst. Sei nur stille, liebes Mädchen, heißt es oft, du solst auch dies oder jenes Gute zu essen haben. Ist dies aber nicht gefehlt? Ich will nicht in Abrede sein, daß es uns eine unschuldige Freude ist, wenn wir das Gute, was wir geniessen, mit unsern Kindern theilen können; allein dies muß auf eine ganz andere Art den Kleinen gegeben werden, als es gewöhnlich geschieht. Indem wir eine köstliche Speise unter die Kinder vertheilen, müssen wir sie an die Güte des Gebers erinnern, der so viel leibliche Wohlthaten dem Menschen geschenkt, daß dies also eine Ermunterung sein müsse, Gott thätig zu lieben.

Auch muß bei Kindern ja ein gewisses Maaß im Essen beobachtet werden: denn so wie viel auf die Gewohnheit bei den Menschen ankommt, so wird viel essen auch zur Gewohnheit, und macht den Körper träge und unlustig zu seinen Geschäften. Wer Kindern, die wenig Bewegung haben, viel schwere Speisen, als Erdtoffeln und dergleichen giebt, der schadet ihrer Gesundheit; allein Milch, Obst, gutes Brodt, Vorkost und dergleichen, das sind Speisen die Kin-

dern dienlich und gut sind. Dabei denn viel Bewegung und Heiterkeit der Seele viel beitragen wird, den Körper zu stärken.

Oefters werden Kinder durch viel Jugendkrankheiten sehr zurükgehalten, so daß ihr Körper dadurch sehr geschwächt wird; allein die Behutsamkeit, mit welcher eine zärtliche Mutter ein krankes Kind behandelt, und der Rath eines geschikten Arztes, den sie mit der größten Treue befolgt, wird die Gesundheit des schwachen Kindes wieder stärken. Und ist es erst wieder völlig hergestelt, so kann es nach und nach wieder härter gewöhnt werden.

Am 27sten Junii.

Glaube nicht, geliebte Freundin, daß es bis ins siebente Jahr Zeit habe, den Religionsunterricht mit unsern Kindern anzufangen. Ich bin ganz wider diese Meinung. Laß uns unsere Kinder, sobald sie denken lernen, auch an Gott erinnern. Laß sie in unserer Gegenwart beten. Lehre die lieben Kleinen die Hände falten, wenn wir unser Morgengebet verrichten. Allein, maschinenmässig müssen wir unsere Kinder nicht beten lehren. Oft hab' ichs leider! mit ansehn müssen, daß, wenn ein Kind kleine Künste, die es gelernt, machen mußte, man zu ihm sagte: nun bete auch einmal. Dies ist thöricht. Wenn ein Kind sein Morgenbrod empfängt, müssen wir sagen: daß Gott es gab, und wir dem gütigen Geber Dank dafür schuldig sind. Eine kleine Erzählung von Got-

tes Güte muß das Kind ermuntern, selbst zu sagen: nun will ich auch beten, und Gott danken.

Früh müssen wir die Allgegenwart Gottes unsern Kindern einprägen, müssen ihnen sagen, daß Gott auch unsere kleinsten Handlungen bemerke. Gott siehet dich, müssen wir ihnen oft vorsagen, wenn sie um uns spielen.

Eine frühe Erkenntniß Gottes prägt sich tief in die Seele des Menschen ein, und wird oft für Laster bewahren, wenn bei heranwachsenden Jahren der Jüngling Verführungen ausgesezt wird, denen er nicht widerstehen könnte, wenn er nicht frühzeitig Furcht und Liebe zu Gott gelernt hätte.

Mit der größten Ehrfurcht müssen wir in der Gegenwart unserer Kinder von Gott und göttlichen Dingen reden. Beim Gebete müssen wir äusserst ernsthaft und ruhig sein, und nie zugeben, daß unsere Kinder das Gebet ohne Andacht und Rührung hersagen. Daher wir denn nöthig haben, unsere Kinder mit der größten Sorgfalt vor jeder bösen Gesellschaft zu hüten, damit sie nichts Böses sehen oder hören. Wie oft hab ich es gehört, daß in Gegenwart der Kinder biblische Sprüche von der scherzenden Gesellschaft angebracht wurden. Kinder, die so gern alles nachahmen, erlauben sich dieses auch, und lernen also, durch die Unvorsichtigkeit der Eltern, Gottes Wort gering schäzzen, das ihnen doch im ganzen Leben heilig, und ein Trost in Noth, ja endlich im Tode selbst, sein solte.

Ist es nicht daher äusserst nothwendig, daß man mit der genauesten Vorsicht die Gesellschaft wähle,

in

in die unsere Kinder kommen können, und daß wir früh ihnen Religion einprägen und Tugend lehren?

Viele tadeln es zwar, daß man Kinder so früh mit der Tugend bekannt machen will, wenn sie noch nach blossen sinnlichen Eindrükken handeln; allein thun wir dies nicht von Jugend auf, so werden sie immer nach sinnlichen Eindrükken handeln, auch dann noch, wenn sie zur völligen Vernunft gekommen sind.

Wir müssen darauf sehen, daß wir mehr durch unsere gute untadelhafte Beispiele, als durch unsere Lehren bilden. Denn Beispiele drükken sich in das junge Herz ein; Lehren und Ermahnungen hingegen verschwinden oft leicht wieder.

Oft müssen wir unsern Kindern beweisen, wie mächtig und gütig Gott sei, damit wir sie dadurch zu einer wahren innigen Liebe zu Gott verbinden, auch müssen wir ihnen aus den Wundern, die Gott vor alten Zeiten, um seine Grösse und Allmacht zu offenbaren, verrichtete, und an den Wundern, die noch täglich in der Natur vorgehen, beweisen, wie mächtig Gott sei, auf daß sie dadurch zu einer kindlichen Furcht Gottes kommen. Aus biblischen Geschichten und andern christlichen Erzählungen müssen wir ihnen zeigen, daß, wenn auch Gott seine Kinder oft wunderbar und unerklärbare Wege führet, sich doch der Ausgang allemal gut endet. Dies muß Kinder zu einem festen Vertrauen gegen Gott bewegen. Wie sehr da oft liebreiche Gespräche auf Kinder wirken, und welchen Eindruk es macht, wenn man ihnen durch Erzählungen guter edler Thaten die Schönheit der Tugend und die Würde eines Christen vor Augen mahlet,

let, hab ich oft an mir selbst erfahren, auch habe ich in dieser Absicht, dem Exempel meiner Eltern gefolgt. So oft es meine Zeit erlaubte, wählte ich einen angenehmen Ort, wo meine Kinder gerne waren, und erzählte ihnen entweder im Garten, oder beim Spazierengehen, wahre rührende Geschichte aus Büchern, die Einfluß auf Religion und Tugend hatten.

Ich überschikke Dir etliche Gespräche, wie ich solche oft hie und da mit meinen Kindern gehalten. Nimm Dir daraus, was Dir gefällt, und sezze nach der Lage, worinn Du Dich mit Deinen Kindern befindest, und nach den Temperamenten der Kinder hinzu, was Du für gut hältst.

Von Kindern kann man eigentlich nicht sagen, daß sie gut oder böse sind; mehrentheils haben sie noch gar keinen festen Charakter, sondern bringen gemeiniglich etwas von den Gemüthsneigungen ihrer Eltern auf die Welt. Ihre Seele ist dem Wachse gleich, wo sich alles leicht eindrükken läßt. Allein ohne Sorge, ohne Achtsamkeit, ohne Fleiß ist dies nicht möglich, wenn uns unser Puz und unsre Vergnügungen mehr am Herzen liegen, als unsre Kinder, und unsre Kinderzucht und Erziehung wird dann sehr mangelhaft sein. Wenn wir aber alle unsere Gedanken auf dieselbe richten, wenn wir ferner bedenken, daß sie unsere wichtigste Pflicht ist, so werden wir auch alles mögliche thun, um diese unsere Pflicht gehörig auszuüben, werden uns gern aus guten Büchern Kenntnisse zu erwerben suchen, und es nicht achten, wenn wir wenigere Stunden den Schlaf geniessen,

niessen, oder auf andere Art die Zeit unnüz zubringen, wenn wir nur unsere Pflicht redlich erfüllen.

Gr. zu St. sagt: Kinder hangen an Freuden des Augenblikkes wie Bienen an der Blüte. Uns lächelt auch hier mit weinendem Auge unserer Seele Gefährtin, der vorigen Stunden Erinnerung.

Wenn wir bei dem Anblik unserer kleinen Lieben uns an unsere Jugend zurük erinnern, so werden wir nicht leicht ungeduldig bei ihren Fragen werden, und in ihrer Gesellschaft Freude und Unterhaltung finden, denn ihre Seele ist noch rein, noch lasterfrei ꝛc. Wie glüklich können wir uns schäzzen, wenn wir sie für Vergehungen bewahren, und durch unsere Bildung ihnen ein glükliches Leben in der Zukunft bereiten!

Mir soll es die größte Freude sein, wenn Du, meine gute Emilie, Dich einst in Deinen Kindern fortleben siehest, und Menschen gebildet hast, die einst viel Gutes zu stiften im Stande sind.

Und wenn wir einst alle an jenem Tage zu unserm Gott versammlet werden, welche Seligkeit dann für uns, wenn wir sagen können: Hier bin ich und die, die Du mir gabst, keinen hab ich verlohren von denen, die Du mir anvertrautest.

Am 30sten Junii.

Es ist gewiß, daß bei jedem Menschen jederzeit sich eine Hauptneigung befindet, und diese Hauptneigung auszubilden und mit Klugheit zum Guten zu führen, ist die Pflicht einer zärtlichen, gutdenkenden Mutter. Die ersten Lebensjahre sind hiezu die bequem-

quemsten, da ist, wie bekannt, die Seele noch weich, und jedes Bild, das man der Jugend vorstelt, prägt sich tief ein; daher diese Zeit aufmerksam benuzt werden muß. Die Zeit und Mühe, die Mütter in diesen Jahren auf die Bildung ihrer Kinder verwenden, wird ihnen gemeiniglich und gewiß schon auf Erden belohnt, und solte es auch der Fall sein, daß sie hier nicht die Früchte ihrer Bemühung einerndteten, so wartet dort der Segen ihres Fleisses, und der Lohn des höchsten Vergelters, wenn sie die Mutterpflichten getreulich erfült und so gehandelt haben, daß sie nie Unruhe des Gewissens darüber empfunden haben.

Bildlich muß man Kindern alles einzudrükken suchen. Lange Erklärungen würden sie bald ermüden, da hingegen eine kleine rührende Erzählung ihre ganze Aufmerksamkeit rege macht.

Gesezt, die Mutter könnte ihre Söhne nur bis ins zehnte Jahr bilden, so wird der Eindruk ihrer Ermahnungen doch gewiß bei irgend empfindsamen Herzen Zeit ihres Lebens bleiben; und die Töchter werden an ihrer Mutter beständig eine leitende Freundin haben, wenn sie auch keinen Unterricht mehr bedürfen.

Es ist sicher, daß das gute untadelhafte Beispiel der Eltern oft weit mehr als alle Lehren wirken.

Das beständige Erinnern verdirbt oft mehr, als es helfen solte. Das Kind muß nach den einmal festgesezten Regeln handeln lernen, und sobald es dawider handelt, erhält es die darauf gesezte Strafe. Kein Bitten, kein Weinen muß uns bewegen, von unsern Regeln abzuweichen; und ob es uns gleich

gleich Ueberwindung kostet, so müssen wir doch standhaft bei unsern Entschliessungen bleiben.

Keine Schmeicheleien müssen unsern Willen ändern. Wie oft aber sagt eine tändelnde Mutter: die kleine Schmeichlerin kann alles erzwingen, ich kann ihr nichts abschlagen, muß nur thun, was sie haben will. Grausame Mutter, o sähest du es ein, welchen Schaden dein Nachgeben stiftete, du würdest für deine Tochter zittern. Sie, die in der Zukunft nicht nach Eigenwillen handeln darf, wenn sie glüklich sein will, wird auf ihrem Eigensinn beharren, und oft, wenn sie schon erwachsen, noch weinen, sobald ihr Wille nicht geschieht. Nun wird sie, statt glüklich zu sein, wenn du ihr minder Eigensinn gestattet hättest, auf immer unglüklich sein. Es ist zwar kein Vergnügen, in Kleinigkeiten öfters Bitten abzuschlagen, bedenkt man aber den überwiegenden Nuzzen, so wird man doch gewiß dem leztern den Ausschlag geben.

Behülflichkeit gegen andere Menschen, und Dankbarkeit für kleine Gefälligkeiten müssen wir unsern Kindern tief einzuprägen suchen. Auch müssen wir selbst gern behülflich sein, damit sie dies Betragen mehr aus unsern Handlungen als aus blossen Worten von uns lernen. Was wir in dieser Absicht für sie thun, werden sie uns durch ihr Verhalten gegen uns reichlich belohnen.

Ge-

Gespräche

einer Mutter mit ihren Kindern.

Erster Abend.

Karl 12 Jahr.
Henriette 11 Jahr.
Wilhelm 9 Jahr.
Christiane 7 Jahr.
Die Mutter.

(Szene im Garten.)

Mutter.

Der Abend ist recht schön, lieben Kinder, kommt, wir wollen uns hier in der Laube sezzen.

Christiane. Wollen Sie uns auch etwas erzählen, liebe Mutter?

Mutter. Recht gern, liebes Kind, nimm Dein Strikzeug und sezze Dich neben mich mit Deiner Schwester. Karl begiesset erst die Blumen, und Wilhelm giebt Acht auf das, was ich sage.

Wilhelm. Denn haben wir alle etwas zu thun. Ich will gewiß alles merken, denn ich höre gern erzählen.

Mutter. Wenn Du das thust, so wirst Du auch von dem, was ich sage, Nuzzen haben. Heute, lieben Kinder, solt Ihr lernen, wie der Hochmuth sich selbst strafet, Demuth aber und stille Tugend von Gott belohnt wird.

Eine

Eine adeliche Dame hatte zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Die Tochter hatte ein vortrefliches Herz, und that alles, was sie der Mutter nur am Auge ansahe. Sie suchte soviel als möglich durch die liebenswürdigste und bescheidenste Aufführung, ihrer Mutter Freude zu machen, und sie dadurch über den Verlust ihres Vaters zu trösten. Schon im zehnten Jahre war sie so fleissig, daß sie alle Arbeiten verrichten, selbst ihre Muttersprache und die französische schreiben und richtig sprechen konnte, und immer heiter und zufrieden war; Sie bemühte sich auch recht früh um wahre Gottesfurcht. Aber so viel Freude auch die gute Mutter über das Wohlverhalten ihrer Tochter hatte, so viel Verdruß hatte sie an ihrem Sohne Georg. Er war der Erbe des ganzen väterlichen Vermögens, wovon nur ein mittelmässiger Theil der Mutter blieb. Stolz und Geiz waren Hauptzüge seines Charakters. Keine Vorstellungen machten Eindruk auf sein Herz. Er lernte zwar fleissig, aber nicht aus Liebe zum Guten, und seinen Mitmenschen nüzlich zu werden, sondern aus blossem Hang zum Stolze. So gern Sidny, (so hieß seine Schwester) den Armen wohlthat, so ungern gab Georg, und oft lachte er, wenn Sidny von der Noth der Armen gerührt, Thränen vergoß.

Wilhelm. Das war auch nicht recht! Nein, das könnte ich nicht thun, liebe Mutter.

Mutter. Bei der Gesinnung bleibe, mein Sohn. Laß die Noth des Elenden Dich rühren, versage keinem Deine Hülfe, und wo Du selbst nicht helfen kannst, da suche bei Andern Hülfe für Dürftige.

tige. Aber auch eine weise Wahl muß bei Austheilung der Wohlthaten beobachtet werden.

Henriette. Nun, beste Mutter, erzählen Sie uns doch den Fortgang der Geschichte.

Mutter. Als Georg erwachsen war, ging er auf Reisen, die vortrefliche Sidny verheirathete sich, mit der Einwilligung ihrer Mutter, und deren Wünschen gemäß, mit einem Edelmanne von mittelmässigem Vermögen; sein Name war Arnold. Die ersten Jahre lebte sie sehr zufrieden, und hatte zwei Töchter, die sie sehr gut erzog. Indeß kam Georg von seinen Reisen wieder zurük, fing seine Einrichtung mit vieler Pracht an, und wählte sich ein sehr reiches Frauenzimmer, die aber noch weit mehr Stolz und Eigensinn besaß, als er. Die Mutter war zwar mit dieser Wahl nicht zufrieden, allein Georg folgte blos seiner Neigung. Sidny hatte viel Leiden in ihrer Ehe, welches sie aber mit edler Standhaftigkeit ertrug. Sie verlohren, durch einen ungerecht geführten Rechtshandel, ihr ganzes Vermögen, und mußten ein kleines Landgut in der Nähe der Stadt beziehen, wo sie aber doch zeigten, daß die wahre Grösse der Seele nicht im Reichthume bestehe; sie war doch bei der genauesten Einschränkung vergnügt, aber unter ihren stillen Freuden traf sie der größte Unglüksfall.

Karl. Ich bin mit meiner Arbeit fertig.

Mutter. So wollen wir uns auch zur Ruhe begeben, und Gott vorher für den schönen Abend danken.

Christiane. O Schade! daß ich nicht weiter erzählen höre.

Mutter. Morgen, lieben Kinder, erzähle ich weiter.

Henriette. Wenn's doch schon Morgen wäre! Die arme Sidny! Was mag doch das für ein Unglük gewesen seyn?

Mutter. Morgen wird auch kommen, dann solt Ihr es hören. Wie schön duftet der Jesmin! Seht, Kinder, dort gehet der Mond auf, und sein Licht schimmert schon durch die Bäume, und unsre Laube. O! wie gütig ist Gott, daß er uns der Freuden so viel schenket. Am Tage läßt er seine Sonne scheinen, und des Nachts den Mond.

Wilhelm. Wir wollen auch dem lieben Gott dafür danken, daß er das thut, und recht fromm sein.

Zweiter Abend.

Henriette. Hier sind wir Alle, beste Mutter! Nun erfüllen Sie uns auch Ihr gestriges Versprechen!

Mutter. Gern Kinder, nehme auch ein Jedes seine Arbeit. Sidny's Gemahl wolte verreisen, und verlies sie gesund und vergnügt; aber wie groß war der Schrek, als man ihr die Nachricht brachte, er sei mit dem Pferde nicht weit vom Dorfe gestürzt, und man glaube, daß er nur noch wenige Stunden leben würde.

Wilhelm. Ach Gott!

Mutter. Man brachte ihn zu ihr, und er lebte nur noch so lange, um von seiner Frau und Kindern Abschied nehmen zu können. Keine wilde Klagen hörte man von der frommen Gattin, die bald darauf ihr ganzes Glük zum Grabe tragen sah, aber eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich ihrer Seele. Ihre Mutter war schon vor ihrem Gemahl gestorben, denn das traurige Loos ihrer Sidny, und die schlechte Begegnung ihrer Schwiegertochter, hatten sie früh ins Grab gebracht. Mit dem Tode ihres Gemahls verlor Sidny auch das kleine Landgut, und es blieb ihr nur so wenig Vermögen übrig, daß sie sich mit ihren Kindern und einer treuen Magd, die sie in ihren betrübten Umständen nicht verlassen wolte, in eine kleine Wohnung einmiethen mußte, wo sie denn durch schöne Stikkereien und andere feine Arbeiten sich und ihre Kinder nothdürftig ernährte.

Henriette. Ich dachte, ihre Tugend würde belohnt werden. Aber nahm sich denn der Bruder ihrer nicht an?

Mutter. Bei aller Noth beruhigte sie das Bewußtsein, daß sie immer nach ihrem Gewissen gehandelt hatte. Ihr Bruder ließ sie zwar einmal nach dem Tode ihres Mannes zu sich bitten, allein ihre Schwägerin begegnete ihr mit solchem Stolze, daß es mehr Kränkung, als Trost für sie war. Sie bewirthete sie mit aufgewärmten Speisen, und unterhielt sich die meiste Zeit, da sie da war, mit einer Puzhändlerin, von der sie Flor und dergleichen erhandelte. Ob sich gleich Georg im Herzen über das schlechte Betragen seiner Frau kränkte, denn er liebte

bei seine'n Stolz und Geiz dennoch seine vortrefliche Schwester zärtlich, er durfte sich aber doch nichts davon merken lassen, sondern mußte sich alle schlechte Behandlungen derselben gegen seine Schwester gefallen lassen.

Frau Arnold verließ ihren Bruder mit Thränen im Auge; er aber vergaß sie bald im Geräusch und Zerstreuung, so, daß er sie nicht ein einziges mal besuchte. So lange dieselbe gesund war, erhielt sie sich von ihren Arbeiten recht gut; allein nun bekamen beide Kinder die Pokken, wo denn die treue Mutter sie weder Tag noch Nacht verlassen durfte; sie konnte folglich in dieser Zeit nichts arbeiten, und sah sich genöthigt, Ein Kleid mit einem Anzuge von Kanten nach dem Andern zu verkaufen, um sich nur gegen Mangel zu schüzzen.

Christiane. Die armen Kinder! Sie starben doch wohl nicht? —

Mutter. Nein, sie wurden wieder gesund und Frau Arnold fing ihre Arbeit mit neuem Eifer wieder an. Einst am Morgen kommt ein Mann in schlechtem Kleide zu ihr, sagt, er käme aus Westindien, sei ihrer Mutter Bruder, habe sein ganzes mit Mühe erworbenes Vermögen bei einem Schiffbruche verlohren, und befinde sich jezt in der größten Armuth. Frau Arnold freuete sich, einen so nahen Anverwandten zu sprechen, und nahm ihn mit der größten Freundschaft auf, bat ihn auch, mit ihrem sparsamen Mittagsmale vorlieb zu nehmen. Ihr Vetter schilderte ihr darauf seine äusserste Dürftigkeit und traurige Lage, er habe keinen Ort, wohin er

sich

sich wenden könne: auch im Wirthshause sei er noch schuldig, und wisse nicht, woher er bezahlen solle. Sidny traten die Thränen in die Augen, daß sie selbst in grosser Dürftigkeit, unvermögend sei, ihm zu helfen, — „doch, sagte sie: mir fält eben ein, Kinder, wir haben ja noch ein Paar alte Henkelthaler, sie sind noch von meiner seel. Mutter, — die will ich Ihnen geben, es ist das Lezte, was ich noch erübrigt habe, — aber nehmen Sie nur hin, und — solte dies nicht zureichen, (hier zog sie ein kleines Beutelchen aus der Tasche) da sind noch ein Paar Schilling, (ein englischer Schilling ist ungefähr 7 Gr.) — es ist Alles, was ich noch im Vermögen habe, ich gäbe Ihnen gerne mehr, aber es ist Alles, was ich noch habe — nehmen Sie nur, ich und meine Kinder wollen recht fleissig arbeiten, Gott wird ja weiter helfen — (hier weinte sie, — und dies waren, Gott sei Dank! die lezten Thränen des Kummers, die die Redliche vergoß) — Gott wird mich ja mit meinen Kindern nicht Hungers sterben lassen.„ —

Länger konnte Wilmson (so hieß ihr Vetter) sich nicht halten, er brach laut in Freudenthränen aus, und stürzte in ihre Umarmung. —

„Beste, edelmüthige Frau! — rief er aus — ach! so giebt es doch noch gute Seelen unter meinen Verwandten. Gute Sidny! ich kenne Dich, habe Dich als ein Kind auf meinen Armen getragen, sei mir tausendmal willkommen! Ich bin nicht arm, wie ich vorgab, ich habe grosse Reichthümer: sie sind nun Dein, wie sie mein sind. Wie sehr unterschei-

dest Du Dich von Deinem Bruder, den ich, ehe ich zu Dir kam, besuchte.„

Henriette. O das ist herrlich! Das freuet mich, daß Sidny durch ihr gutes Herz noch so belohnt wird.

Wilhelm. Das freuet mich auch recht! Nun ist sie doch recht reich und glüklich.

Mutter. Wenn Reichthümer nicht auch ihre Beschwerden hätten, so würde die vortrefliche Sidny jezt nun ganz glüklich sein.

Wilhelm. Wie hatte sich denn ihr Bruder gegen den Mann aus Westindien betragen, liebe Mutter?

Mutter. Sehr schlecht. Als er sich bei ihm hatte melden lassen, hatte man ihn nach einem langen Warten erst hereingelassen. Sein Vetter hatte auf einem Kanapee gesessen, und seine Chokolade getrunken, indeß seine Frau einen Affen gefüttert. Ob er sich gleich für einen Vetter ausgegeben, so hatte man ihm doch, vermuthlich seines schlechten Kleides wegen, keinen Stuhl angeboten.

Ich glaube, sagte Herr Wilmson, Georg müsse mich gekannt haben; aber indem er sich stellte, als ob er gar nichts von mir wisse, sprang er auf und sagte, ich sei ein Betrüger, der blos unter dem Scheine eines Verwandten, auf die lüderlichste Weise Geld erpressen wolle, ich solte mich also aufs schnelste entfernen, wenn er mich nicht durch seinen Bedienten solte zum Hause hinauswerfen lassen. Ich bat ihn, er solte mich nur als Schreiber oder Verwalter unterzubringen suchen, ich wolte ihm gar nicht zur Last

fallen.

fallen. Mit dem größten Widerwillen fuhr er mit der Hand in die Tasche, und wolte mir einiges Geld reichen, seine Frau aber stieß mich fort, und sagte: keinen Heller soll Er haben! — So mußte ich gehn, und nur noch mit der größten Mühe komt' ich erfahren, wo Du Dich aufhieltest. Ich kam zu Dir, und fand das edelste beste Herz, das ich wünschte. Du bist es werth, daß ich meine Reichthümer mit Dir theile, sei von jezt an meine Tochter. Um Deinen Bruder, der Dich und mich verachtet, zu beschämen, solst Du gegen ihm über im schönsten Hause wohnen, und ich will Dich wieder aus der Niedrigkeit, in der Du lange geseufzt hast, reissen.

Wilhelm. Das freut mich, das freut mich!

Christiane. Mich auch. Wie werden sich aber die Kinder und ihre Mutter gefreut haben!

Henriette. Und ihr gutes Dienstmädchen. Die wird nun gar nicht von ihr ziehn, und der Herr aus Westindien wird's ihr schon belohnen, wenn er hört, daß sie die gute Sidny in der Noth nicht verließ.

Wilhelm. Ei! freilich wird er das thun; und sie hat es ja redlich verdient. Zog denn Frau v. Arnold gleich ihrem Bruder gegen über?

Mutter. So sehr sie auch dieses verbat, um ihren Bruder nicht zu kränken, so mußte sie doch endlich ein schönes Haus in der Nähe ihres Bruders beziehen.

Wilhelm. Nun ja! Was wird ihr Bruder dazu sagen? Der wird ein Paar grosse Augen gemacht haben.

Mutter. Das kannst Du Dir leicht vorstellen, daß er anfänglich vor Verwunderung gar nicht wußte, wie ihm geschah, und die empfindlichste Beschämung bemächtigte sich seiner ganzen Seele. Das hatte er sich nicht träumen lassen, daß der von ihm so schlecht begegnete arme Anverwandte, seine Schwester so reich machen, und noch über ihn erheben würde. Auch allen Antheil an diesem Vermögen hatte er sich durch schlechtes Verfahren gegen ihn verscherzt, und dieser Gedanke machte ihn und seine geizige Gattin äusserst bekümmert.

Indeß wußte die vortrefliche Frau von Arnolt alles so einzurichten, daß Ruhe und Friede in der Familie wieder hergestelt wurden, und ihr Betragen und gutes Beispiel machte alles um sich herum glüklich und vergnügt.

Seht Kinder, so lohnt oft Gutherzigkeit schon in diesem Leben, allein der Lohn des Herzens, die innere Zufriedenheit mit sich selbst, und das Bewußtsein gut gehandelt zu haben, ist eine weit grössere Glükseligkeit, als alle Güter auf der Welt nicht geben können.

Am Abend im Garten.

Wilhelm. Heute erzählen Sie uns wieder etwas? Nicht wahr, bestes Mütterchen?

Mutter. Das soll geschehen, liebes Kind. Ihr wißt ja, daß es mein größtes Vergnügen ist, mich mit euch zu unterhalten; so bald es nur meine

Geschäfte zulassen; nur wünsche ich, daß ihr auch wahren Nuzzen von meinen Erzählungen haben möget.

Wilhelm. Nuzzen wollen wir gewiß davon haben. Ich nehme mir jezt alle Morgen vor, den ganzen Tag über gut zu sein, aber ich kann's nicht gut halten, ich weiß nicht, wie das zugeht, liebe Mutter?

Mutter. Das will ich Dir sagen, liebes Kind. Sieh, den meisten Menschen in der Welt geht es so wie Dir. Denn nicht immer begehen Menschen Fehler, weil sie dieselben begehen wollen, nein, sie begehen den Fehler gemeiniglich aus Uebereilung, ehe sie sich besinnen können, ob das, was sie thun oder thun wollen, wirklich ihnen nachtheilig sei oder nicht. Es fehlt solchen Leuten auch öfters an guten Grundsäzzen, das sind Regeln, nach denen wir uns einmal zu handeln fest vorgenommen haben, und nie anders. Leute, die also nicht nach bestimmten richtigen Regeln handeln, machen sich auf ihre ganze Lebenszeit unglüklich; daher ist es für Kinder ein grosses Glük gute Eltern zu haben, die sich bemühen, gute Lehren früh bei ihnen tief einzuprägen. Glüklich sind dann die Kinder, die sie mit gefühlvollem Herzen annehmen, denn sie lernen Tugend, und Tugend nur führt zum gewissen dauerhaften Glükke. Oft glauben Kinder, Eltern sagen ihnen deswegen nur gute Lehren, um einige Zeit ihr Vergnügen zu unterbrechen, aber sie irren, und nur zu spät sehen sie den Schaden ein, denn sie sich selbst zugezogen.

Wilhelm.

Wilhelm. Ich thue das nicht, liebe Mutter, Ihre Lehren will ich behalten, und wenn ich sie erst recht verstehen lerne, auch gewiß befolgen.

Mutter. Dabei bleib, und Du wirst es recht gut auf der Welt haben.

Nun Kinder, sezt Euch her, ich will Euch eine Geschichte erzählen, woraus Ihr lernen solt, wie ein übereilter Entschluß einen Menschen auf seine ganze Lebenszeit unglüklich gemacht hat.

Ein gewisser junger Herr von Adel, war der einzige Sohn seiner Eltern, und hatte mithin eine sehr gute Erziehung genossen, doch hatte er den Fehler, seinem eigenen Willen ohne Widerspruch zu folgen. Dadurch, daß er seine Eltern früh verlor, ward er bald Herr eines ansehnlichen Vermögens. Da er von Natur kein böses Herz hatte, so gab er einen Theil seines Reichthums den Armen, aber ohne Wahl, nicht aus wahrer Herzensgrösse, sondern blos aus Weichlichkeit, weil er die Thränen der Elenden nicht sehen konnte. Traurig ist es, wenn Kindern nicht in der Jugend gezeigt wird, wie sie in allen Lagen des menschlichen Lebens ihren Willen entsagen müssen; denn sind sie erst erwachsen, so ist jede Vorstellung fruchtlos, sie folgen ihrem eigenen Willen, lassen sich, ohne einen Freund zu hören, nur von ihren Leidenschaften regieren, und sehen erst spät den unheilbaren Schaden davon ein.

Der junge Edelmann ging eines Sonntags in die Kirche, um einen katholischen Geistlichen, der ein vortreflicher Redner war, anzuhören. Der Prediger, der ihn genau kannte, stelte mit der größten

Be=

Beredsamkeit vor, daß der Mensch, der alle seine Güter verliesse, um in der Einsamkeit ungestört seinem Gott zu dienen, weit in der Seligkeit über andere erhaben sei; und daß vorzüglich der Reiche hiezu die beste Gelegenheit hätte, denn er stifte dadurch, daß er seine Güter den Nothleidenden gebe, viel Gutes, und das meiste Gute verrichte der, welcher seine Güter dem Kloster vermache. Das Kloster machte alsdann wieder viel andere glüklich, und dies alles wäre nun sein Werk.

Dem jungen unerfahrnen Wattewille drang dies tief in die Seele, er faßte sogleich, um zu dieser ausserordentlichen Stufe der Seligkeit zu gelangen, den Entschluß, ein Mönch zu werden, und seine Güter dem Kloster zu vermachen. Einem guten Freunde, den er bei sich hatte, entdekte er nach Endigung des Gottesdienstes seinen Entschluß, der ihn denn aber freundschaftlich zurechtweisen wolte; allein Wattewille sahe ihn als den Neider seines zu hoffenden Glüks an, verließ ihn, ging nach dem Kloster, und entdekte dem Pater, der den Gottesdienst gehalten, seine Willensmeinung, begab sich in das Kloster, und ward Mönch.

Henriette. Nun, da seh ich eben nichts Böses, er nahm sich ja vor, recht fromm zu werden, und in der Stille Gott zu dienen.

Mutter. Ja, mein liebes Kind, in denen Jahren muß man sehr behutsam sein, in dem, das man sich vornimmt. Ein frommscheinender Entschluß ist noch deswegen keine gute Handlung, denn fromm sein wollen, und wirklich sein, ist sehr von einander

unter-

unterschieden. Diesmal hätte Wattewille weit besser gethan, wenn er den vernünftigen Vorstellungen seines Freundes gefolgt, denn er hätte sich dadurch eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten und Versündigungen erspart.

Karl. Ich glaube nun gewiß, man thut besser, daß man, wenn man noch jung ist, um Rath frägt, und Leuten folgt, die bessere Einsichten, als wir haben.

Mutter. So ist es, mein Sohn, die Erfahrung lehrt uns viel, daher der Rath alter Leute sehr gut ist, weil sie aus Erfahrung reden, und sich Klugheit gesammelt haben.

Wilhelm. Wie ging es doch Wattewillen weiter, liebe Mutter? Ich kann mich vor Ungeduld gar nicht mässigen, wenn ich nicht die Geschichte hintereinander forterzählen höre.

Mutter. Das ist nicht gut. Du mußt Deine Ungeduld ablegen. Und denn sehe ich auch keinen Nuzzen, den Du aus der Geschichte ziehen soltest, wenn Du nur blos die Erzählung buchstäblich hören wilst, aber nicht dabei denken: war das gut? und warum? warum mißfällt Dir diese Handlung? warum lobst Du jene? ist was Gutes für mich darin? — Sieh, wenn Du es so machst, so lernst Du den Sinn der Geschichte verstehen, ergözzen Dich aber nur blos die Worte, so lange Du sie hörest, so verschwindet die ganze Erzählung, ehe Du es bemerkst, aus Deinem Gedächtniß, und sie ist also für Dich ohne Nuzzen gewesen.

Wilhelm. Das ist wahr, beste Mutter! aber war er in seinem Kloster vergnügt?

Mutter. Wenn Du nicht warten willst, Wilhelm, so erzähl ich für heute nicht weiter. Geduld ist eine grosse Tugend, und ich dächte, Du könntest Dich bei dieser Gelegenheit üben, geduldig zu sein.

Wilhelm. Nun Sie sollen sehen, ich will kein Wort mehr reden, fahren sie nur fort, ich will gehorchen.

Mutter. Der junge Wattewille war im Anfang recht vergnügt in seinem Kloster. Die Ordnung und Stille, so in demselben herrschte, der beständige Umgang mit gelehrten Ordensbrüdern, die ihn schmeichelten, und seinen Verstand erhoben, nahm ihn so ein, daß er sich als den Glüklichsten träumte. Er glaubte nicht, daß Gottesfurcht in einer festen Standhaftigkeit im Guten bestehe, sondern er sezte seine Frömmigkeit nur im äussern Schein, aber dieser Schein verlor sich in der Versuchung. Sobald er eingekleidet war, änderten sich seine Ordensbrüder in ihrem Betragen gegen ihn, der Zwang, in dem er jezt leben mußte, fing an, ihm zu misfallen, und er wünschte sich wieder aus dem Orte, den er mit so vielen Freuden bezogen hatte. Eine Art Melancholie raubte ihm endlich den Rest seiner Freuden. Nur ein Ordensbruder liebte ihn zärtlich, er hatte ihn vorher selbst noch im Probejahre vor dem Kloster gewarnet, hatte ihm die schlechten Seiten desselben gezeigt; aber umsonst, er dachte sich alle nur mögliche Glükseligkeit, und hörte auf Niemand. Dieser redliche Pater gab sich die größte Mühe, ihn aufzumuntern, stelte ihm

vor,

vor, er möchte sich den Stand, den er freiwillig gewählt, so angenehm als möglich machen. Er besuchte, um ihn zu zerstreuen, mit ihm die benachbarten Klöster, und machte ihm so viel Vergnügen, als er immer ersinnen konnte, wodurch es endlich auch dem guten Pater gelang, ihn wieder, wiewohl nur auf eine Zeitlang, aufzuheitern, so daß er selbst sich an die Freundschaft dieses edlen Mannes gewöhnte, und die Welt wieder vergaß.

Henriette. Das ist ja gut, daß er doch wieder ruhig wurde.

Mutter. Ja, aber die Freude war leider! von kurzer Dauer; und Ihr solt durch die Folge der Geschichte sehen, daß ein Mensch, wenn er nicht eine Festigkeit im Guten hat, in die allergrößten Versündigungen fallen kann.

Henriette. Der arme Mann, ich glaube, nun kommt erst sein Unglük.

Mutter. Wattewillens redlicher Freund ward Prior des Klosters, und hatte daher die genaueste Aufsicht über dasselbe. Wo er denn bald Bemerkungen machte, die ihm Kummer verursachten.

Christiane. Er mußte es doch gut meinen?

Mutter. Allerdings. Er wolte vor Schaden warnen, allein der eigensinnige Jüngling folgte seinem eigenen Wege.

Wilhelm. Was that er denn, liebe Mutter?

Mutter. Sie besuchten unter andern auch öfters ein Nonnenkloster, wo Watteville Gelegenheit bekam, eine junge schöne Nonne zu sehen, die ihm beim ersten Anblik gefiel, und aus deren blassen Farbe

und

und tiefen Traurigkeit er zu bemerken glaubte, es gefiel ihr im Kloster nicht. Er suchte daher eine bequeme Gelegenheit sich mit ihr zu unterhalten, aber der Prior, der auf alle seine Bewegungen Acht gab, merkte dies bald, stelte ihm alle die schreklichen Folgen vor, die ein vertrauter Umgang dieser Art haben könnte; allein er predigte tauben Ohren. Eines Tages ging Watteville allein nach dem Kloster, trat ans Sprachgitter, und fand zum Unglük Klarissen (so hieß die Nonne). Sogleich frug er nach der Ursache ihrer Traurigkeit. Ach! versezte Klarisse: ich lebe mit Zwang in diesem traurigen Aufenthalt, den ich meiner Stiefmutter zu verdanken habe, denn hier sterbe ich allmählig hin. Sie konnte mich nicht leiden, sie beredete meinen Vater, mich einkleiden zu lassen. Der harten Begegnungen von meiner Stiefmutter müde, wählte ich selbst das Kloster, nachdem mein Vater seine Einwilligung dazu gegeben hatte. Mit angstvollem Herzen zog ich hieher. Anfänglich war ich recht vergnügt, weil ich fern vom Geräusch wenigstens einen sorgenfreien Aufenthalt besaß, da aber meine Mutter seit einem halben Jahre gestorben, so reuet mich mein Entschluß, wodurch ich mich in die größesten Leiden stürzte. Denn hier finde ich nicht das unschuldsvolle angenehme Leben, das man in den Klöstern zu finden glaubt. Neid und Zänkereien herrschen unter den meisten Klosterschwestern, ich verweine oft in meiner Zelle die Tage, die ich jezt zur Freude meines Vaters leben könnte. Watteville, durch ihre Erzählung gerührt, faßte eine Zuneigung zu Klarissen, und ging, da sie gestört wurden, äus-

serst

serst misvergnügt und niedergeschlagen nach seinem Kloster zurük. Der Prior besuchte ihn in seiner Zelle, und da er ihn tiefsinnig sizzen sah, suchte er ihn aufzuheitern, allein es half nichts. Da er die Gelegenheit oft und sehr begierig suchte, nach dem Nonnenkloster zu kommen, so wurde es so sichtbar, daß er vom Prälaten einen Verweis bekam. Jezt waren nun Tag und Nacht seine Gedanken, wie er Klarissen aus dem Kloster entführen könnte. Sein Gewissen sagte ihm zwar; er bräche den Schwur, und hinterginge seinen Freund mit Falschheit, aber vergebens, er folgte seinem Willen, die Folgen seiner Handlungen mochten sein, wie sie wolten.

Karl. Das hätte ich nicht gedacht, daß er noch auf solche Gedanken kommen würde.

Mutter. Lieber Karl, wenn sich die unordentlichen Leidenschaften einmal einer Seele bemächtigt haben, so werden alle Gesezze übertreten, die der schlechten Handlung im Wege stehen, und wehe dem Jüngling! der sich von ihnen hinreissen läßt. Wattewille, der lange in seiner Zelle einsam gelebt und nicht ausgegangen war, besuchte eines Abends das Kloster. Die Sonne gieng schön unter, die Heerden wurden eingetrieben, und ein Tannenwäldchen, durch welchen er ging, verschönerte ihm die Natur. Von neuem überdachte er hier sein trauriges Schiksal und machte sich tausend Vorwürfe über seinen ehemaligen unüberlegten Entschluß. Wäre ich nun frei vom Kloster, dachte er bey sich selbst, so könnte ich durch mein Vermögen Klarissen glüklich machen, aber auch sie ist unglüklich, doch ich muß sie besizzen, und solte ich sie

mit der Ruhe meines Lebens erkaufen. Dieser Entschluß, sie aus dem Kloster zu befreien, stand bei ihm fest; aber er bedachte nicht, daß Gott über die Handlungen der Menschen wache, und daß oft das, was wir am sehnlichsten zu erlangen wünschen, uns unser Unglük bereitet.

Karl. Sprach er noch diesen Abend mit Klarissen?

Mutter. Nein. Dies war zur Abendzeit nicht erlaubt. Er übernachtete also im Dorfe vor dem Kloster, und ging mit der Morgendämmerung dahin. Das Kloster lag auf einem Berge und hatte von allen Seiten die schönsten Aussichten. Da die aufgehende Sonne den schönsten Tag verkündigte, so träumte sich Watteville die besten Folgen seiner Unternehmung, und eilte mit schnellen Schritten dem Orte zu, wo er die Erfüllung aller seiner Wünsche zu finden glaubte. Nachdem er sich eine Weile mit der Aebtissin, die ihn lange nicht gesehen, unterhalten hatte, suchte er unter einem guten Vorwande Klarissen zu sprechen, er entdekte ihr seine Liebe, und erhielt Gegenliebe, sagte auch zugleich, er hätte sich fest vorgenommen, sie zu entführen. Sie erstaunte, faßte sich aber, und stelte ihm alle gefährliche Hindernisse einer solchen Unternehmung vor, und bat ihn flehentlich, sie nicht beide unglüklich zu machen; allein er wußte alles so gut zu widerlegen, und die Schwierigkeiten, die sich etwa finden würden, so leicht zu heben, daß sie endlich nachgab, und versprach, sich künftige Nacht auf das abgeredete Zeichen zur Flucht bereit zu halten. Watteville kehrte nun

nun so vergnügt nach seinem Kloster zurük, als ob er schon sein künftiges Glük in Händen hätte. Er sezte sich gleich hin, und schrieb an seinen alten Freund, der ihn schon bei dem ersten Entschluß vor dem Kloster gewarnet, entdekte ihm sein Vorhaben, bat sich Geld dazu von ihm aus, denn sein Vermögen hatte das Kloster, und ersuchte ihn dringend, doch mit geladenem Gewehr, mit Anbruch des Tages im Walde an einem bezeichneten Orte auf ihn zu warten, und einen Wagen in Bereitschaft zu halten.

Henriette. Gewiß wird ihn sein Freund nun auch nicht beigestanden haben. Warum hatte er seinem Rathe nicht gefolgt?

Mutter. Nein, er verließ ihn nicht. Er beantwortete durch einen getreuen Boten, den Brief, zeigte ihm die Gefahr, die ihm bei seinem Unternehmen drohe, und rieth ihm, das Kloster nicht zu verlassen, er wolle selbst mit Tages Anbruch ihn besuchen.

Henriette. Nun hätte er doch wohl auf guten Rath hören können.

Mutter. Sein Freund, der Prior, bemerkte bald die ausserordentliche Heiterkeit seines Freundes, freute sich, aber eine bange Ahndung machte ihn zugleich aufmerksam auf alle seine Schritte und Unternehmungen; da er denn gewahr wurde, daß er spät am Abend eine hohe Leiter an der Klostermauer befestigte, und davon in seine Zelle schlich. Der Prior legte sich, da es ihm verdächtig vorkam, und er also den Ausgang erwarten wolte, nicht zu Bette, er konnte, da heller Mondschein war, alles aus seinem

Fen-

Fenster übersehen, und die kleinsten Bewegungen bemerken. Watteville aber, da er glaubte, daß alles in dem Kloster zur Ruhe sei, schlich sich leise aus seiner Zelle, ging zur Gartenmauer und stieg auf der Leiter in die Höhe.

Wilhelm. Und entfloh. Ich bin recht angst! Wenn er nur gut davon kommt.

Mutter. Kaum war er oben auf der Mauer, so stand auch der Prior, der ihm gleich auf dem Fusse nachgefolgt war, unten an der Leiter, und rief ihm leise zu, was er machen wolle, er könne und dürfe es nicht zugeben, daß er das Kloster bei Nachtzeit verliesse. Da aber Watteville nicht herunterkommen wolte, so sagte der Prior, er würde um Hülfe rufen. Er war auch wirklich schon im Begrif, um Wattevillen zu schrekken, ein Zeichen mit der Sturmglokke, die mitten auf dem Klosterhofe hing, zu geben, als Watteville plözlich von der Leiter herabstieg, dem Prior nacheilte, ihn ergrif, und mit einigen Messerstichen tödtete.

Wilhelm. Tödtete? Du lieber Gott! —

Mutter. Mit der größten Geschwindigkeit stieg er wieder über die Mauer, ließ sich auf der andern Seite an einem, vorher befestigten Seile hinunter, und eilte nach dem Kloster, wo Klarisse schon auf ihn wartete. Als er das verabredete Zeichen von sich gab, ließ sie sich durch Hülfe eines Seils aus dem Fenster, und entfloh nach einigen glüklich überstiegenen Hindernissen, mit Wattewillen. Sie erreichten bald den Wald, wo Watteville gleich am Eingange seinen Freund antraf, der mit einem Wa-

gen schon vor Mitternacht auf sie gewartet hatte; denn er kannte Wattewillen, und sah schon zum Voraus, daß er sich durch seinen Brief nicht würde von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen. Er hatte sich also auf jeden Fall gefaßt gemacht, und wäre Watteville nicht gekommen, so hätte er ihn mit Anbruch des Tages im Kloster besucht. Sie mußten sogleich ihre Ordenskleider gegen andere, die Wattewillens Freund mitgebracht hatte, vertauschen, stiegen darauf in den Wagen und eilten so geschwind als möglich durch den Wald. Watteville überredete seinen Freund durch vieles Bitten, ihn jezt nicht zu verlassen, sondern ihn bis über die Grenze zu begleiten. Aber kaum waren sie eine Viertelmeile entfernt, so wurden sie auch schon vom Kloster aus verfolgt. Der Wächter des Klosters hatte den Prior in seinem Blute gefunden, die angesezte Leiter gesehen, und sogleich Lärm gemacht. Man gerieth in die größte Bestürzung, untersuchte jede Zelle und fand endlich Wattewillen nicht. Sie hielten ihn sogleich für den Mörder des Priors, und schikten nach allen Seiten Knechte zu Pferde nach.

Henriette. Wenn sie ihn nur nicht einholen!

Mutter. Zwei von den Knechten, die dem Walde zugeritten waren, sahen den Wagen, der, weil er zu geschwinde fuhr, ihnen verdächtig vorkam, und holten ihn bald ein. Watteville nahm ein geladenes Gewehr, sprang aus dem Wagen, und verwundete den Einen, der Andere aber nahm die Flucht. Die junge Nonne sank bei dem blutigen Auftritte in

eine

eine Ohnmacht, sie verweilten sich aber deshalb nicht, sondern eilten so schnell als möglich.

An dem ersten Orte über der Grenze liessen sie sich, durch einen armen Geistlichen, den sie dazu mit Gelde beredeten, trauen, weil Klarisse auf keine andere Art weiter mitreisen wolte.

Henriette. So war also das härteste überstanden.

Mutter. Noch nicht, meine Liebe. Sie eilten, da sie sich in der Nähe einer Seestadt befanden, dahin, und schiften sich sogleich ein, um von einer Gegend zu fliehen, wo die übereilte Hizze des jungen Wattewille ein doppelt Verbrechen begangen, das gewiß mit der härtesten Strenge wäre geahndet worden. Das Schif, auf dem sie sich befanden, seegelte nach England.

Karl. Hatten sie denn Geld zu dieser Reise?

Mutter. Sie hatten freilich nichts, aber Wattewillens Freund, ein Mann von sehr gutem Gemüthe, gab das nöthige Geld dazu her; denn er wolte seinen Freund, mit dem er aufgewachsen war, in keinem Stükke verlassen, sondern alles thun, um ihn aus dem Unglük, worin er sich durch seine Unbesonnenheit gestürzt, wieder herauszuhelfen.

Karl. Das muß ein recht guter Mann gewesen sein. Nur Wattewille dauert mich, daß er in solche Laster gefallen, und der gute Prior.

Wilhelm. O Karl, laß doch Mütterchen auserzählen.

Mutter. Wilhelm, was hab' ich gesagt?

Wilhelm. Ach! ich hab's vergessen. Will's nicht wieder thun.

Mutter. Kaum waren sie auf der See, so ward Klarisse krank. Schrek und Kummer hatten ihre Gesundheit geschwächt, dazu kamen noch die Vorwürfe ihres Gewissens über ihr Vergehn. Ihr redlicher Vater stand ihr beständig vor Augen. Sie glaubte, er würde sich zu Tode grämen, wenn er von ihrer Flucht Nachricht bekäme, und konnte nicht ruhig werden. Selbst die guten Worte ihres Mannes, den sie doch zärtlich liebte, konnten ihr die Ruhe nicht wiedergeben. Sie fiel in eine schwere Krankheit, bekam die Auszehrung, und starb noch, ehe sie die Reise geendet.

Karl. Auf der ofnen See?

Mutter. Ja, auf der See. Der Wind war ihnen eine Zeitlang nicht günstig, und eine Windstille, die hernach erfolgte, machte, daß sie nicht weiter kommen konnten. Noch vor ihrem Tode bat sie Gott mit tausend Thränen ihre Vergehungen ab, bat ihren Mann, durch sein künftiges Leben das wieder gut zu machen, was er versehen, und sich auch nicht durch übermäßige Traurigkeit über ihren Tod, sein Leben zu verkürzen, dankte auch ihrem beiderseitigen Freund für seine Güte, und schlief alsdann ruhig ein.

Wilhelm. Wo wurde sie denn begraben?

Mutter. Auf der See, Kind, kann man nicht so begraben werden, wie auf dem Lande. Man legt den todten Körper in ein Laken, näht ihn ein, und läßt ihn auf einem Brette in die See hinein. Wattewille war ganz ausser sich. Er stürzte sich über die Leiche hin, schrie und weinte, wolte nun auch

nicht

nicht länger leben; und hätte ihn sein treuer Freund nicht abgehalten, so hätte er sich vielleicht sein Leben genommen; allein dieser Redliche, der ihn bisher nicht verlassen, that auch jezt sein möglichstes. Er ließ ihn weinen, allein er verließ ihn keinen Augenblik.

Wilhelm. Wie wurde sie denn noch begraben, wenn er nicht von ihr ging.

Mutter. Wilhelm, Wilhelm, ich werde nicht weiter erzählen, oder Dich von uns entfernen, wenn Du nicht warten kannst.

Wilhelm. Das werden Sie nicht thun. Vergeben Sie mir, beste Mutter.

Mutter. Watteville wolte sich anfänglich ganz und gar nicht von seiner geliebten Leiche trennen, und bestand darauf, mit ihr zugleich begraben zu werden. Ja oft glaubte er, sie lebte noch, ob ihm gleich sein Freund vorstelte, daß sie schon anfange zu verwesen. Als aber alle seine Bemühungen nicht helfen wolten, wählte sein Freund eine Zeit, wo ihn Mattigkeit in tiefen Schlaf brachte. Er nähete die Leiche in ein reines leinen Tuch, band sie an ein Seil, und warf sie, da Watteville aus seinem Schlaf erwachte, über Bord.

Wilhelm. Warum wurde sie denn nicht in einen Sarg gelegt?

Mutter. Du hast ja gehört, daß man dort den Körper ohne Sarg begräbt, es geht überdem nicht gut an, daß man mit einer Leiche viel Umstände macht, weil es der enge Raum nicht zuläßt.

Wilhelm. Es wäre aber doch besser, liebe Mutter, wenn sie den todten Körper in einen Sarg

legten,

legten, wissen Sie wohl warum? — Dann könnten ihn die Fische nicht fressen.

Mutter. Da hast Du recht. Aber es ist einmal auf der See nicht anders möglich.

Wilhelm. Da möcht ich nicht auf der See sterben.

Mutter. Liebes Kind, wenn Du fromm bist, so stirbst Du selig, und es kann Dir immer gleichviel sein, wie Du begraben wirst.

Wilhelm. Wir haben Wattewillen ganz vergessen, wie ging's doch weiter mit ihm?

Mutter. Du mußt doch immer erinnern. Wattewille konnte sich gar nicht über Klarissen zufrieden geben, er weinte beständig, und keine Tröstung seines Freundes konnte ihn beruhigen. Immer quälte er sich mit dem Gedanken, daß er der Urheber seines und seiner Klarissen Unglüks gewesen, daß er an ihrem Tode schuld sei. Der gute, unschuldig von ihm ermordete Prior stand Tag und Nacht in seinem Blute vor ihm. Sein Vermögen war auf immer für ihn verloren. Sein Gewissen beunruhigte ihn also beständig, er war jezt zwei und zwanzig Jahr alt, und hatte nirgends Ruhe. Kein Schlaf erquikte ihn. In schreklichen Träumen sah er den blutenden Freund und die erblaßte Gattin. Dachte er an die Ewigkeit, so sah er nicht den liebreichen Vater, der ihn erwartete, sondern einen gerechten Richter in Gott, der das unschuldig vergoßne Blut von seinen Händen fordern würde. Dies alles ängstigte ihn so sehr, daß er gewiß ein Selbstmörder geworden wäre, hätte er seinen rechtschaffenen Freund nicht gehabt. Sie

kamen endlich in England an, allein auch hier, ob ihn gleich sein Freund durch viele Vergnügungen zu zerstreuen suchte, fand er keine Ruhe, sondern kehrte bald wieder nach seinem Vaterlande zurük, wo er den Rest seines Lebens im Kummer durchlebte. Alle seine Unternehmungen gingen, weil er nicht gehörig darauf dachte, unglüklich von statten, und er starb endlich in seinen besten Jahren, ohne Freunde zu haben, die ihn beweinten: denn sein edler Freund war gleich nach der Reise gestorben, und hatte einen ansehnlichen Theil seines Vermögens an ihn vermacht.

Noch auf seinem Todtenbette bejammerte er die edle Zeit seines Lebens, die er auf eine so schlechte Art verschwendet hatte.

Henriette. Das hätte ich vorher nicht geglaubt, daß ein einziger unüberlegter Entschluß einen Menschen, auf sein ganzes Leben unglüklich machen würde.

Mutter. Nicht allein sein Entschluß, sondern der Eigenwille, der ihn von Jugend auf beherrscht hatte, war der Grund seines Unglüks. Hätte er gelernt, seinen Willen zu beherrschen, so hätte er nicht auf blos gutscheinenden Sachen bestanden, hätte er dem Rathe warnender Freunde gefolgt, so wäre er nicht so tief in das Unglük gesunken. Lernt daher, lieben Kinder, früh euch selbst zu beherrschen. Glaubt nicht, wenn wir Eltern oder eure Lehrer euch etwas versagen, daß es von uns aus Eigensinn geschehe, sondern daß wir die beste Absicht dabei haben, euch früh vor unglüklichen Folgen zu behüten, die euch euer ganzes Leben verbittern würden. Derjenige, der

den

den Kindern beständig ihren Willen thut, und jeden Wunsch, er sei wie er wolle, erfült, ist gewiß ihr ärgster Feind, und schadet ihnen auf ihre ganzes Leben. Doch da es schon spät ist, wollen wir unser Gespräch beschliessen, meine Erzählung ist überdem sehr lang geworden.

Christiane. Mir ist die Zeit dabei nicht zu lange geworden, denn ich gab Achtung.

Mutter. Das hast Du gethan, liebes Mädchen. Wenn aber mein Wilhelm künftig wieder so ungeduldig ist, so erzähle ich ihm nichts wieder, und er soll eine Zeitlang von unserer Gesellschaft ausgeschlossen sein.

Wilhelm. Ich freue mich immer so sehr auf den Abend, da werden Sie mir gewiß meine Freude nicht verderben. Meinen Fehler will ich schon verbessern.

Mutter. Sieh, Wilhelm, alles ist so still um uns, kein Lüftchen weht, kein Blätchen regt sich, kein Vogel singt mehr; was sagt uns wohl das Schweigen der Natur?

Wilhelm. Daß wir dem lieben Gott danken und uns zur Ruhe begeben sollen.

Mutter. Vergesset dies nie, lieben Kinder, auch wenn ichs euch nicht mehr sagen kann, legt euch nicht eher zu Ruhe, bis ihr erst dem lieben Gott für das Gute, das ihr am verflossenen Tage genossen, gedankt habt.

Mutter. Wilhelm. Henriette. Christiane.

Wilhelm. Heute war ich recht fleissig, lernte alles, was mir aufgegeben wurde, und freute mich recht auf den Abend; aber nun ist es so trübe, daß wir wohl nicht in den Garten gehen können, liebe Mutter?

Mutter. Das soll uns nicht abhalten; wir sezzen uns in die bedekte Laube, da sind wir vor dem Regen sicher. Ist Karl schon zu Hause?

Wilhelm. Noch nicht, liebe Mutter.

Mutter. Nun so wollen wir warten, bis er kommt.

Wilhelm. Ja, der kann späte kommen, wissen sie wohl, neulich kam er auch so spät, denn der Informator giebt immer etwas auf die Stunde zu, und da konnten sie nicht mehr viel erzählen. Er hat auch schon öfter erzählen hören, als wir. Es ist mir immer die größte Freude, wenn der Abend kommt, und wir so alle um Sie herum sizzen, und zuhören.

Mutter. Nun, ich will eure Freude nicht lange unterbrechen, kommt in den Garten.

Henriette. Gewiß, liebe Mutter, es macht uns die größte Freude bei Ihnen zu sein. Gott erhalte Sie uns noch lange, daß wir alle seine Güte durch sie recht kennen lernen und ihm dafür danken können, daß er sie uns schenkte.

Mutter. Sagt mir aber einmal, lieben Kinder, was man wohl thun muß, wenn man dem

Geber

Geber der größten Güter seine Dankbarkeit bezeigen will?

Henriette. Man muß den lieben Gott recht herzlich lieben, und einsehen, daß wir von ihm alles haben.

Mutter. Gewiß, so bald wir einsehen, daß wir alles von Gott haben, so werden wir ihm auch dafür danken, und ihn lieben. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Ohne sie haben alle andere Tugenden nur den blossen Namen. Sie bestehet aber darin, daß man Gott aus dem Reiche der Natur und aus der heiligen Schrift vollkommen erkennen lerne, die Bibel täglich lese, und die Glaubenswahrheiten so genau wisse, daß es uns an keiner fehle, wir müssen von ihnen fest überzeugt sein. Wir müssen mit ganzer Seele glauben, daß kein anderer Weg sei selig zu werden, als Frömmigkeit. Wir müssen auch täglich die Regeln, die uns das Christenthum vorschreibt, ausüben.

Henriette. Kann man das auch immer thun?

Mutter. Das ist anfänglich schwer, aber sobald man nur alle seine Handlungen genau untersucht, und sie immer nach den Vorschriften Gottes einzurichten sucht, wird es uns bald leicht. Wir müssen die Bibel fleissig lesen, wie ich euch schon gesagt habe, und müssen es für eine ausserordentliche Gnade Gottes ansehen, daß wir sie in Händen haben, und lesen dürfen.

Wilhelm. Dürfen denn nicht alle Menschen die Bibel lesen? Ich sehe doch, daß sie fast ein jeder hat, den ich kenne.

Mutter. Ja, bei uns kann sie jeder lesen, aber in den katholischen Ländern war es sonst, und auch in einigen noch jezt nicht erlaubt, daß Leute, die nicht zum geistlichen Stande gehörten, sie lesen, ja nicht einmal im Hause haben durften, wo sie nicht der härtesten Strafe ausgesezt sein wolten. Wer die Bibel in solchen Ländern hat, muß sie sorgfältig verschliessen, und es keinem Menschen merken lassen. Eine fromme Dame, die an einem solchen Orte wohnte, bekam einen Besuch von einem auswärtigen Freunde. Sie zeigte ihm ihr Hauß, mit allen Kostbarkeiten, die sie besaß, und führte ihn in ihrem Garten herum, den der Fremde nicht anders als bewundern konnte, und freute sich sehr über ihren Wohlstand. Als er alles gesehen, sagte sie: sie wolle ihm nun auch die größte Kostbarkeit zeigen, die man in diesem Lande nur selten hätte, und für welche sie gern alle ihre Sachen hingeben würde.

Sie ging mit ihm auf eine Kammer, schloß ein Schränkchen auf, und zeigte ihm — die Bibel. „Hier, sezte sie hinzu, verwahre ich den Schaz, aus dem ich solchen Trost sammle, wie ich von keinem irdischen Gute zu erwarten habe.„ Da könnt ihr sehen, Kinder, wie Leute, die die Bibel nicht lesen dürfen, dieselbe hochschäzzen. Glaubt ihr wohl, Kinder, daß auch schon gute, fromme Kinder im Stande sind, Gutes zu stiften?

Henriette. Ausser dem Gehorsam, wodurch sie ihren Eltern Freude verursachen, wüßte ich doch eben nicht, auf was für Art sie Gutes stiften wolten, es sei denn, daß sie wohlthätig wären.

Mutter.

Mutter. Das nicht allein. Aber ich will euch eine wahre Geschichte erzählen, wie die frühe Frömmigkeit oft zum Guten Gelegenheit giebt. In einer Stadt, nahe an der türkischen Gränze, lebte ein Kaufmann, der zwei liebenswürdige Söhne hatte, die Zwillingsbrüder waren. Die Mutter, die sie von zarter Jugend an, zur Gottesfurcht erzogen, war früh gestorben. Ihr Vater sparte keinen Unterricht, um sie zu guten Menschen zu bilden. Die Kinder waren jezt acht Jahr alt. Einst hatte der Kaufmann eine Klage mit einem Juden, der ihn sehr hintergangen, und den er deswegen zur Strafe ins Gefängniß hatte sezzen lassen. Kaum aber war der Jude wieder auf freien Füssen, so suchte er sich auf das schreklichste an dem Kaufmann zu rächen. Er ging zum Hause des Kaufmanns, der jezt auf der Börse war, mit den Gedanken, sich im Hause, wo er sehr gut Bescheid wußte, heimlich zu verbergen, und den Kaufmann durch Meuchelmord zu tödten. Allein diesen bösen Gedanken verwarf er schnell wieder, und wolte dafür das Haus anstekken; aber auch das machte ihm zu viel Umstände, wo er befürchten mußte, dabei ergriffen zu werden. Endlich fiel er auf den grausamen Entschluß, die Kinder des Kaufmanns, die vor der Thüre sassen und spielten, zu entführen.

Wilhelm. Der böse Jude! Ich bin ganz angst für die Kinder.

Mutter. Der Jude verschob seinen Anschlag bis auf den folgenden Tag. Er kaufte allerlei Spielzeug und kleine Näschereien, um die Kinder damit an

sich

sich zu lokken, ging verkleidet um die Zeit, da sich der Kaufmann auf der Börse befand, nach dem Hause desselben, und fand die Kinder nicht weit von der Hausthüre im Grase spielen. Da er keinen Handlungsdiener oder sonst jemanden im Hause gewahr ward, ging er zu den Kindern, frug, was sie spielten, und gab ihnen Spielzeug; die Kinder freuten sich ausserordentlich. Nun nahm er sie bei der Hand, und sagte, kommt Kinder, wir wollen dem Vater entgegen gehen, ihr solt auch noch eine ganze Tasche voll Zukkerwerk haben, und so führte er sie aus der nächsten Strasse zum Thore hinaus, sezte sich auf ein Pferd, das er zu einem andern schlechten Menschen, früh des Morgens gebracht hatte, nahm die beiden Kinder, ohne auf ihr Bitten und Weinen zu achten, vor sich, und eilte davon. In der nächsten türkischen Stadt verkaufte er sie an einen Sklavenhändler.

Wilhelm. Mein Gott, wo werden nun die armen Kinder hinkommen?

Henriette. Und was wird der arme Vater sagen, wenn er zu Hause kommt, und seine Kleinen nicht findet?

Mutter. Er ließ sich in der ganzen Nachbarschaft nach ihnen erkundigen, und schrieb in der ganzen Gegend an seine Freunde Briefe, aber er erfuhr nicht das mindeste von ihnen.

Wilhelm. Blieben denn die Kinder bei dem Sklavenhändler?

Mutter. Nein, er nahm sie mit auf den Markt, um sie öffentlich zu verkaufen. Glüklicherweise

weise kam die Gemahlin des Bassa, sahe die Kinder, und kaufte sie.

Henriette. Da kamen sie doch in gute Hände?

Mutter. Ja, die Dame ließ die Kinder in der Musik und im Mahlen unterrichten, und freute sich ausserordentlich über ihren Fleiß und artiges Betragen. Einst hatten sich die Kinder in ihr Zimmer eingeschlossen. Die Dame war neugierig zu wissen, was sie wohl in ihrer Abwesenheit machten, stelte sich vor die Thür, und hörte zu ihrer größten Verwunderung, wie die Kinder mit der innigsten Rührung für ihre Wohlthäterin zu Gott beteten. „Gott, rief sie aus, was muß das für eine herrliche Religion sein, die schon junge Kinder mit Freudigkeit beten lehrt;„ sogleich faßte sie auch den Entschluß, diese Religion anzunehmen. Sie gab dem Sklavenhändler den Auftrag, ihr heimlich einen Schifsprediger von der christlichen Religion zuzuführen. Dies geschah, sie ließ sich unterrichten, entsagte der türkischen Kirche, und wurd eine Christin. Bei dieser Gelegenheit sahen die Kinder die erste Bibel, waren ausser sich vor Freude, und baten mit Thränen, ihnen dieselbe zu schenken. Auch darüber freueten sie sich sehr, daß ihre jezzige Pflegemutter eine Christin geworden sei. So wenig sie auch noch von dem Unterschiede der Religionen wußten, so glaubten sie, mehr Zutrauen und Liebe dadurch gegen sie zu bekommen. Sie betrachteten sie von nun an als ihre leibliche Mutter, und lebten recht vergnügt, ausser wenn bisweilen der Gedanke an ihren Vater ihre Freude störte.

Hen-

Henriette. Ich denke mir das Schiksal des Vaters recht traurig, jezt konnte er nicht mehr mit seinen Kindern sprechen, welches ihm sonst Erholung gewesen war; ja er wußte nicht, ob sie noch lebten, oder schon todt wären, und das muß doch recht traurig sein.

Mutter. Freilich wohl. Aber dem guten Vater stand ein weit härteres Leiden bevor, worin ihn allein das Vertrauen auf Gott unterstüzte. Der türkische Bassa —

Wilhelm. O liebe Mutter, was ist ein Bassa?

Mutter. Er ist ein Statthalter des türkischen Kaisers, den er über einen gewissen Theil seiner Länder gesezt hat. Der Bassa, der in dieser Stadt sich aufhielt und der Gemahl der guten Pflegemutter der Kinder war, hatte mit der Stadt, in welcher der Kaufmann wohnte Streitigkeiten gehabt, da sie ihm die Abgaben nicht entrichten wollen, war also in die Stadt eingefallen und hatte die vornehmsten Rathspersonen, unter denen sich auch der Kaufmann befand, als Geissel mitgenommen.

Die türksche Dame eilte mit ihren Kindern ans Fenster, als die Gefangenen gebracht wurden. Auf einmal rissen sich die Kinder von ihr los und schrien: Unser Vater, unser Vater! Liefen herunter auf den Plaz, wo die Gefangenen sich befanden, fielen ihrem Vater um den Hals, und wolten nicht wieder von ihm. Die Dame bewirkte sogleich, daß der Kaufmann seine Freiheit erhielt, und nahm ihn zu sich.

Wil-

Wilhelm. O wie freue ich mich, nun sind sie doch alle glüklich.

Mutter. Wenn das Glük nur lange gedauert hätte. Der Bassa, der einige Zeit später eintraf, gerieth in solche Wuth, da er hörte seine Gemahlin sei eine Christin geworden, daß er im Begriff stand, sie zu ermorden, wäre nicht Einer von den Bedienten hinzugeeilt, und hätte die Gemahlin des Bassa entfernt.

Wilhelm. Das muß ja ein böser Mann gewesen sein. Was wird er nun mit dem armen Kaufmann und seinen Kindern anfangen?

Mutter. Er ließ sie sogleich ins Gefängniß werfen, und ihnen nichts als Wasser und Brod reichen.

Henriette. Wasser und Brod? Ach! das konnten sie doch unmöglich lange aushalten. Nicht wahr Mutter, da sind sie doch gewiß bald gestorben?

Mutter. Nein, sie starben nicht. Der Gefangenwärter ward endlich durch das standhafte Betragen der Kinder und ihres Vaters so gerührt, daß er bei sich beschloß, sie in der Nacht aus dem Gefängnis zu lassen. Sie nahmen diese Erlaubnis mit Freuden an, gingen die ganze Nacht, und obgleich die Kinder vor Ermüdung endlich nicht weiter fortkommen konnten, so ermunterte sie der Vater und sagte, sie kämen bald an ein Dorf, wo sie ausruhen und sich erfrischen wolten. Der Bassa, der die ganze Nacht über nicht schlafen konnte, ritt mit dem frühesten auf die Jagd. Der Kaufmann, der sich jezt mit seinen Kindern in einem Busch befand, verstekte sich, da er das Bellen der Hunde hörte, in dikken

Ge

Gesträuchen. Es währte aber nicht lange, so kamen die Hunde des Bassa, spürten die drei Flüchtlinge aus, und lokten durch ihr starkes Bellen den Bassa herbei. Er fand sie, gerieth in die gröste Wuth, und befahl einigen seiner Jagdbedienten, sie nach der Stadt zurükzubringen, und in das sicherste Gefängniß zu werfen.

Wilhelm. Daß auch gerade der Bassa kommen mußte!

Henriette. Du guter Gott! Kaum sind sie von ihrem Elende befreit, so kommen sie wieder hinein. Die barbarischen Menschen werden sie nun erst grausam behandeln; wenn sie doch nur im Gefängnisse gestorben wären.

Mutter. Gleich mit Anbruch des folgenden Tages ließ der Bassa alle Gefangene vor das Fenster seiner Gemahlin führen, mit dem festen Vorsaz, sie sämtlich hinrichten zu lassen. Der Kaufmann entblößte schon, da er der erste sein solte, seinen Hals, um den Streich von dem Henker zu empfangen, als er sichs ausbat, von seinen Kindern Abschied zu nehmen. Als sie vorgeführt wurden, und sahen, daß der Vater solte getödtet werden, fielen sie um seinen Hals, jammerten und weinten, und wolten ihren Vater nicht missen. Er aber tröstete sie und sagte, daß er nun bald bei dem lieben Gott, zu dem sie so oft gebetet hätten, sein würde. Ohne ein Wort zu sagen, warfen sich die Kinder dem Bassa zu Füssen, und baten, sie doch mit ihrem Vater zugleich hinrichten zu lassen.

Henriette. Das war viel!

Mutter. Der Bassa wurde dadurch so gerührt, daß er zitterte und bebte. O Gott! dachte er, was muß das für eine Religion sein, die Kindern alle Furcht des Todes benimmt. Er ließ die Gefangenen zurükführen, und schenkte ihnen allen das Leben. Den Kaufmann mit seinen Kindern nahm er zu sich, alle seine Güter verkaufte er, und zog nach Teutschland, wo er die christliche Religion annahm. So tyrannisch er auch sonst gewesen, so leutselig und gefällig wurde er hernach. Die Kinder wurden also ein Beispiel der Frömmigkeit und Tugend. Gefällt euch die Geschichte? Was lehrt sie wohl, Wilhelm?

Wilhelm. Viel Gutes. Aber die Probe war zu hart. Ich glaube nicht, daß ich so standhaft gewesen wäre.

Mutter. Ja, lieber Wilhelm, ein gutes, weiches Herz, das die Eindrükke des Guten bewahrt, ist zur Ausübung desselben fähig.

Henriette. Ob es gleich trübe ist, und der Mond nicht scheint, sind wir doch recht vergnügt gewesen.

Mutter. Morgen, Kinder, denn heute wird es zu spät, will ich euch noch eine Geschichte von der Standhaftigkeit eines guten Jünglings erzählen. Jezt wollen wir uns aber zur Ruhe begeben.

Wilhelm. Wenn doch nur Mama erst käme. Vorgestern dachte ich den ganzen Tag daran, was doch mir meine liebe Mutter erzählen würde,

da kam aber Besuch; gestern waren wir nicht zu Hause; heute sind wir aber beisammen.

Karl. Es ist recht gut, Wilhelm, daß Du gern erzählen hörest, aber Du mußt nicht den ganzen Tag daran denken, sonst vergißt Du Deine wichtigern Geschäfte.

Henriette. Sei auch nicht mehr so ungeduldig, lieber Wilhelm. Laß die Mutter auserzählen, und dann kannst Du doch fragen. Und wenn die Mutter eine gute Lehre unter der Erzählung sagt, mußt Du hübsch zuhören, und nicht gleich nach dem Fortgang der Geschichte fragen. Sieh, Christianchen verhält sich weit besser, sie hat, da sie stille zuhört, gewiß mehr Nuzzen davon als Du.

Wilhelm. Du machst es auch zu arg, Schwester.

Henriette. Ja, ja, Wilhelm, Du bist nur blos neugierig, die Geschichte zu hören, aber was sie lehrt, darüber bekümmerst Du Dich nicht.

Wilhelm. Still! da kommt die Mutter.

Henriette. Wenn sie's auch hört. Es ist ja nichts Böses, nicht wahr Mutter, ich sagte, er solte nicht mehr so ungeduldig sein.

Mutter. Je nun, er wird ja wohl diesen Fehler ablegen.

Wilhelm. Heute erzählen Sie doch von dem guten Jüngling?

Mutter. Vielleicht.

Wilhelm. O heute werden Sie es nicht abschlagen, ich habe mich nun schon drei Tage darauf

gefreut. Und wenn Sie keine Lust dazu haben, so bitte ich so lange, bis Sie es thun.

Mutter. Dein Bitten würde überflüssig sein, lieber Wilhelm, denn wenn ich etwas nicht thun will, so habe ich gewiß meine Ursachen dazu. Da ich's mir aber einmal vorgenommen habe, so will ich auch mein Wort halten. Nur unterbrich mich nicht zu oft.

Henriette. Ach, der Rasen ist ganz naß vom Thaue, ich will geschwind für Sie einen Stuhl holen.

Mutter. Laß nur, ich sezze mich auf die Bank. Sezt euch zu mir, lieben Kinder.

Ein englischer Schifskapitain, Namens Lanwill, hatte ein einziges Kind. Als er zur See gehen mußte, begleitete ihn seine Frau, und nahm ihren kleinen Sohn, den sie zärtlich liebte, mit. Unterweges kam ein heftiger Sturm, der das Schif von einer Seite zur andern warf. Bald flog es in die Höhe, bald in den Abgrund. Die Wellen schlugen von allen Seiten über das Schif, so daß die Schifsleute schon bis an das Knie im Wasser standen. Alle ihre Mühe, das Wasser aus dem Schiffe zu pumpen, war vergebens.

Wilhelm. Wie machen sie das, wenn sie das Wasser herauspumpen?

Mutter. Du hast doch schon gesehen, wie die Fischer das Wasser aus ihren Kähnen schaffen?

Wilhelm. O ja! Da haben sie eine kleine Schaufel, und werfen es damit hinaus.

Mutter. Das geht bei grossen Schiffen nicht an. Da haben sie eine Maschine, die man die Pumpe nennt. Daran müssen nun mehrere Menschen arbeiten,

beiten, und so schaffen sie mit leichter Mühe das Wasser aus dem Schif. Bekommt aber das Schif Löcher im Boden, so dringt das Wasser so heftig hinein, daß sie in der größten Gefahr sind, zu versinken, und dann muß jeder, der im Schiffe ist, an der Pumpe arbeiten. So gings auch jezt in dem Schiffe, wo Lanwill war; jeder sah seinen Tod vor Augen, denn da das Wasser immer mehr überhand nahm, so war nichts anders, als das Untersinken zu hoffen. Nun stelt euch das Schrekliche vor, Kinder! Es war so finster, daß sie sich kaum einander auf dem Schiffe sehen konnten. Die Blizze fuhren zischend in die Wellen, und starke Donnerschläge erschütterten das ganze Schif. Nun denkt euch das wilde Geschrei von den Schifsleuten! Einige weinten, und rannten sich aus Angst gegen die Wände des Schifs, und stürzten nieder, andere jammerten, und wieder andere beteten. Lanwill, der schon mehrere Gefahren ausgestanden, blieb standhaft, lief auf dem Schiffe herum, sprach seinen Leuten Muth ein, und half selbst arbeiten. Jezt waren sie nahe an einer Insel, wo das Schif auf eine Klippe geworfen wurde, und scheiterte. Alle ertranken, nur Lanwills Gattin, die ihren Sohn fest in ihrem Arm hielt, wurde von einer grossen Welle ans Land geworfen. Sie lag ohnmächtig da, als sie sich aber erholte, war es helle. Sie fiel auf ihre Knie, und dankte Gott für ihre und ihres Kindes wunderbare Errettung, aber bitterlich fing sie an zu weinen, da sie in der Ferne nach ihrer Meinung den todten Körper ihres Mannes schwimmen sah. Drauf ging sie mit ihrem

Sohne

Sohne nach den nächsten Wohnungen, die sie sahe, und wurde von den Einwohnern, die gute Leute waren, mit Freuden aufgenommen. Einige waren auch sogleich beschäftigt, die Güter, davon etliche an dem Ufer umher schwammen, aufzufangen, gaben sie der unglüklichen Frau zu ihrer Unterstüzzung, und liessen sie unter sich wohnen. Nun lebte sie in der Stille, und wandte ihre Zeit meist auf die Bildung ihres Sohnes. Da er wohlgebildet, und gut erzogen war, wählten ihn bald die Vornehmen zum Gesellschafter ihrer Kinder. Selbst der König ließ ihn oft zu sich kommen, damit er mit den jungen Prinzen spielen könnte. Die gute Mutter bemerkte aber bald ein wildes Wesen an ihrem Sohne, er hörte nicht mehr mit der Begierde, wie sonst, ihrem Unterrichte zu, sondern dachte nur an das Spiel und seine Gesellschafter. Da der König der Insel ihn fast täglich holen ließ, so sahe die Mutter wohl, daß er auch täglich neue Untugenden lernen würde; und hätte ihn gern zu Hause behalten, wenn sie das Herz gehabt hätte, es dem König abzuschlagen. Aber es hatte doch traurige Folgen.

Wilhelm. Das dächte ich nicht, beste Mutter, er ist doch täglich beim König gewesen, und hat mit seinen jungen Prinzen gespielt. Da hat ihn doch keiner was zu Leide thun dürfen?

Mutter. Das wohl nicht. Aber des Königs Söhne hätten ihn bald ums Leben gebracht.

Henriette. Ach, hätte doch Madam Lanwill ihren Sohn zu Hause behalten, und gar nicht mehr zu des Königs Söhnen gehen lassen.

Mutter.

Mutter. Sie spielten eines Tages mit Lanwill nahe an einem Fluß, wo sie ihn nek und im Laufen mit Erde nach ihm warfen. Lanwill sahe sich während des Laufes beständig um, damit er nicht getroffen würde und stürzte so blindlings in den Fluß hinein. Als dies die Prinzen sahen, schrieen sie und liefen davon. Ein alter Mann, Nahmens Teneson, der in der Nähe am Ufer spazierte, hatte dies Unglük vorher vermuthet, nnd eilte mit starken Schritten Lanwill zu Hülfe, zog ihn, da er eben untersinken wolte, aus dem Wasser, und rettete, mit eigener Gefahr, sein Leben.

Henriette. Wie wird die gute Mutter dem Manne gedankt haben?

Mutter. Sie war ausser sich, als sie das Unglük ihres Sohns hörte, aber da Teneson ihn wieder gesund brachte, dankte sie dem Manne mit Trånen, und bot ihm ihr ganzes Vermögen zur Belohnung an. Er sagte aber: der Kleine ist ein Mensch wie ich, und wenn ich mein Leben für meinen Nebenmenschen wage, so lasse ich mir es nicht mit Gelde bezahlen. Aber wollen Sie mir eine Bitte gewähren, so übergeben sie mir ihren Sohn zur Erziehung, dies ist das Einzige, was ich verlange. Mit tausend Freuden sagte die Mutter: von morgen an kommt er täglich zu Ihnen, und lernt Weisheit und Tugend. So weit will ich heute die Geschichte lassen und morgen früh will ich, weil die Geschichte etwas lang ist, weiter erzählen.

Wilhelm. Henriette. Christiane. Mutter.

Wilhelm. Kommen Sie, beste Mutter, wir warten schon alle auf Sie.

Mutter. Guten Morgen, Kinder, Ich glaubte euch wekken zu müssen, aber wie ich sehe, so hab ichs nicht nöthig.

Henriette. So geschwinde, als heute, sind wir noch nicht aufgestanden. Wilhelm war der erste, und dann mußten wir heraus.

Mutter. Das ist gut, Kinder. Gewöhnt euch zum Frühaufstehen, so werdet ihr manches unschuldige Vergnügen mehr geniessen, ihr werdet auch den Nuzzen sehen, den es auf eure künftige Arbeiten hat. Nun kommt in den Garten.

Wilhelm. Heute erzählen sie uns die Geschichte ganz aus; nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter. Wir wollen sehen. Wer hat es behalten, Kinder, wo ich aufhörte?

Wilhelm. Das will ich Ihnen gleich sagen. Da wo der junge Lanwill bei Teneson in die Schule gehen soll.

Henriette. Und wo die Mutter so freudig war, daß sie den guten Teneson dadurch belohnen solte.

Christiane. Und wo er Weisheit und Tugend lernen solte.

Mutter. Gut, Kinder, ich sehe, daß ihr aufmerksam gewesen seid. Nun erzähle ich auch mit grössrem Vergnügen. Wir wollen dabei im Garten herum spazieren. Lanwill ging also zu Teneson, seinem künftigen Lehrer, der in der Nähe wohnte. Teneson

war

war von Geburt ein Europäer, der ungemein viele Kenntnisse besaß. Er hatte studirt, war darauf zur See gegangen, und nach dieser Insel verschlagen worden. Er hatte hier die Leute vieles gelehrt, was sie vorher gar nicht konnten, und hatte sich dadurch in solches Ansehn bei ihnen gesezt, daß er als ein allgemeiner Vater verehrt wurde. Selbst der König frug ihn bei allen Gelegenheiten um Rath. Kurz, es durfte nichts Wichtiges vorgenommen werden, Teneson mußte erst entscheiden, ob es gut, oder nachtheilig sei. Da Teneson viel Verstand bei unserm Lanwill bemerkte, so gab er sich die größte Mühe, ihn auszubilden, und ihn durch sinnliche Bilder die Schönheit der Tugend kennen zu lehren. So zeigte er ihm, z. B. ein Bild, welches einen hohen Berg vorstellte, auf dem ein Schloß lag, das von der Sonne beschienen wurde. Am Fuß des Berges, der sehr steil war, befanden sich kleine Lustgärten, wo Wollust, Geiz, Stolz und andere Laster wohnten. In der Ferne sahe man einige Wanderer, die nach dem Schlosse zu reisen schienen, aber von der Wollust, Geiz und andern Lastern in ihre Lustgärten geführt wurden. Denen meisten, da sie sahen, daß der Berg sehr mühsam zu ersteigen sei, gefiel es unten in den angenehmen Gegenden besser, und vergassen ihre Reise; nur wenige stiegen den Berg hinan, und selbst von diesen wenigen kehrten noch einige um, weil ihnen die Reise zu beschwerlich schien.

So ist es, mein Sohn, sagte Teneson, mit der wahren Glükseligkeit des Menschen, nur wenige erlangen sie, weil sich die meisten durch ihre Leidenschaften von dem rechten Wege abführen lassen, und

weil ihnen die kleine Bemühung, sich selbst glüklich zu machen, zu beschwerlich vorkommt. Es gefält ihnen hier besser auf der Welt, sie vergessen die Reise nach dem Himmel, und sehen sich am Ende betrogen.

Henriette. Teneson mußte ein herrlicher Mann sein, da er die Glükseligkeit so schön vorstellen konnte. Das muß Lanwill gewiß begriffen haben; denn mir ist's, als sähe ich das Bild vor mir.

Mutter. Ja, es drükte sich auch tief in Lanwills Seele ein, und er wurde täglich frömmer und besser.

Wilhelm. Blieb er lange bei seinem Lehrer?

Mutter. Teneson ward zum Obersten auf einer nahgelegenen Insel erwählt, die mit dieser in Verbindung stand, wo aber die Leute noch nicht so gut waren. So sehr er auch diesen Antrag verbat, so mußte er doch endlich nachgeben.

Henriette. Wie ging das zu, daß er Oberster wurde?

Mutter. Er war oft auf dieser Insel in Angelegenheiten seines Königs gewesen, da ihn denn die Leute als einen verständigen und weisen Mann hatten kennen gelernt. Sie sahen auch den grossen Nuzzen, den er auf der andern Insel gestiftet hatte, und wählten ihn also einstimmig zu ihrem Oberherrn. Teneson nahm Lanwill und seine Mutter mit hinüber, und sezte bei der neuen Würde, und bei den vielen Arbeiten seinen Unterricht dennoch bei Lanwill fort. Teneson las einige Knaben, bei denen er viel Fähigkeiten wahrnahm, aus, unterrichtete sie selbst, und bildete sie zu Lehrern der Jugend.

Als Teneson noch mit der Einrichtung seiner Regierung beschäftigt war, überfiel ihn ein hizziges Fieber, und aller angewandten Mühe ohnerachtet, mußte er sterben. Lanwill und seine Mutter betrübten sich ausserordentlich über diesen unersezlichen Verlust.

Nun ihr Freund todt war, wolten sie nicht länger auf dieser Insel bleiben, sondern beschlossen nach ihrem Vaterlande mit mehr Christen zurük zu kehren. Ein europäisches Schif, das eben angelandet, nahm sie mit ihrem Vermögen auf, und so verliessen sie nach einigen Tagen, mit günstigem Winde, diesen Ort. Sie landeten bald darauf an einer Insel, wo sie nur frisches Wasser besorgen, und einige Lebensmittel einkaufen wolten; da sie aber die Gegend so schön fanden, trieb sie die Neugier, die Insel mit ihren Merkwürdigkeiten zu besehen; welches ihnen aber bald das Leben gekostet hätte.

Wilhelm. Wie denn so? Man kann sich doch wohl an einem Orte umsehen?

Mutter. O ja, mein Kind; es kommt nur darauf an, was für Leute an dem Orte wohnen, und wie die denken. Der König auf dieser Insel war ein böser, mißtrauischer Mann. Jeden Reisenden hielt er, da er mit seinen Nachbarn in einem beständigen Kriege lebte, für einen Kundschafter, und ließ ihn ins Gefängniß werfen. So gings auch Lanwill mit seiner Mutter und den übrigen Fremden.

Unter allen gefiel der junge Lanwill dem König vorzüglich, er ließ ihn zu sich führen, erkundigte sich bei ihm nach seinen Vaterlande, Stande und Religion, und versprach, ihn an seinen Hof zu nehmen,

und

und in die größten Ehrenstellen zu sezzen, wenn er vorher seinen Glauben abläugnen, und ihren dagegen annehmen wolte.

Henriette. Ach! wenn er sich doch nicht bereden liesse!

Mutter. Sei unbesorgt, Jettchen, ob er gleich erst achtzehn Jahr alt war, so waren doch die Lehren der christlichen Religion so tief in seine Seele gedrükt, daß alle Bemühungen, ihn von seinem Glauben, wovon er fest überzeugt war, abwendig zu machen, vergeblich waren. Als der König sahe, daß alle seine Güte und Versprechungen nichts halfen, so drohte er, ihn von wilden Thieren zerreissen zu lassen, würde er nicht augenbliklich seinem Glauben entsagen. Lanwill aber antwortete ihm standhaft: grausamer Mann, nimm mir mein Leben, nur meinen Glauben nicht.

Henriette. Das war viel, daß er das dem Könige so dreist ins Gesicht sagte.

Mutter. Du kannst daraus sehen, wie fest überzeugt er von seinem Glauben war. Er wußte, daß ihn dieser hier und nach dem Tode glüklich machen würde, und daß alle Erdengüter ihm am Ende nicht helfen könnten. Ob es aber gleich für Lanwill, und seine Gefährten schlecht aussah, weil der König beschlossen hatte, sie alle hinrichten zu lassen, so schikte doch Gott bald Rettung.

Wilhelm. Ich dachte es gleich, liebe Mutter, daß sie würden gerettet werden?

Mutter. Woher wußtest Du das?

Wilhelm. Je, Lanwill und seine Mutter waren ja solche gute fromme Leute, und die andern

Reisegefährten werden es wol auch gewesen sein. Nun haben Sie schon oft gesagt, wer fromm wäre und Gott liebte, den verliesse Gott auch nicht, wenn er in Noth käme. Nicht wahr, liebe Mutter, Sie sind uns allen recht gut? wenn wir nun einmal in Noth kämen, da würden Sie uns sicher helfen, weil sie uns gut sind; und so macht es der liebe Gott auch.

Mutter. Recht, mein Sohn, da seh ich doch, daß du Acht giebst. Der liebe Gott hilft denen vorzüglich, die ihn lieben, und wenn ers oft nicht gleich thut, so hat er seine weise Absichten dabei, aber er hilft gewiß.

Lanwill saß jezt mit den übrigen vom Schiffe im Gefängnisse, und erwartete den fürchterlichsten Tod. Einigen Vornehmen am Hofe, die menschlich dachten, dauerten die armen Leute, und vorzüglich der junge Lanwill. Sie machten deshalb dem Könige Vorstellung, und baten, doch den unschuldigen Leuten das Leben zu schenken. Er aber wurde beinahe wüthend darüber, ließ sogleich einige Henkersknechte kommen, und sie öffentlich vor seinem Schlosse hinrichten, und dabei ausrufen: so würde ers mit jedem machen, der ihm widerspräche. Als sie hingerichtet wurden, rannte der Pöbel, den die Verwandten der Vornehmen aufgewiegelt hatten, zusammen, warfen die Wache zu Boden, stürzten ins Schloß und ermordeten den König, der sich ins innerste seiner Zimmer geflüchtet hatte. Hierauf erbrachen sie die Gefängnisse und machten alle Gefangene frei.

Henriette. Ich möchte nicht dabei gewesen sein.

Wilhelm.

Wilhelm. Das war recht! der König hatte das verdient, und die unschuldigen Leute waren nun frei. Sie werden sich auch recht gefreuet haben.

Mutter. Sie lobten alle einmüthig Gott. Madam Lanwill drükte ihren Sohn fest an ihre Brust, und ermunterte ihn, ferner fest bei seinem Glauben zu bleiben.

Christiane. Nun reisten sie wohl gleich nach England?

Mutter. Ja, aber sie waren kaum drei Tage gefahren, so wurden sie von Seeräubern angefallen.

Wilhelm. Seeräuber? was sind das für Leute.

Mutter. So wie es hier auf dem Lande, gottlose Leute giebt, die in Gebüschen und Wäldern den Reisenden auflauren, ihnen das Ihrige nehmen, und davon leben, so giebt es auch welche auf der See, die man deswegen Seeräuber nennt. Sie rauben denen Leuten nicht allein ihre Güter, sondern bringen auch ihre Gefangenen nach Afrika, oder nach andern Oertern, und verkaufen sie als Sklaven oder Knechte, die die härtesten Arbeiten verrichten müssen, und dabei die härtesten Strafen ausstehn.

Obgleich das Schif, worauf Lanwill war, sich standhaft vertheidigte, so mußte es sich doch endlich ergeben, und nun traf Lanwill das harte Schiksal, daß er sich von seiner Mutter trennen mußte. Man riß sie aus einander, und brachte sie gebunden nach Algier, einer Stadt in Afrika.

Wilhelm. Die armen Leute! Wo blieb nun Lanwill und seine Mutter?

Mutter. Lanwill wurde an einen reichen türkischen Kaufmann verkauft, der ihn bald, da er sich gut aufführte, und fleißig arbeitete, sehr lieb gewann.

Henriette. Da hatte ers doch wenigstens gut, wenns lange währte.

Mutter. Er war zwar immer das Muster eines guten Jünglings, allein er mußte noch viel leiden.

Wilhelm. Der arme Lanwill, wäre er doch lieber auf der Insel geblieben, vielleicht wäre er noch König geworden.

Mutter. Gott führet oft die guten Menschen durch viel Leiden endlich zu ihrem Glük.

Henriette. Denn wird Lanwill doch noch glüklich?

Mutter. Das wirst Du bald hören. Des Kaufmanns Sohn war ein schlechter Mensch; er nahm öfters seinem Vater Geld weg, und suchte auch Lanwillen zu verführen. Dieser aber verwies ihm seine Bosheit, und sagte, er würde es seinem Vater anzeigen. Um der Strafe zuvor zu kommen, lief der Bösewicht zu seinem Vater, und verklagte Lanwillen, er habe ihn bereden wollen, seinen Vater zu bestehlen, und mit ihm fortzulaufen. Der Kaufmann, der ein sehr geizziger Mann war, ließ den jungen Lanwill ohne weitere Umstände auf das grausamste schlagen, und verkaufte ihn als Ruderſklave an einen Seeräuber. So kam Lanwill aus einer

Hand

Hand in die andere. Ach Kinder! wie glüklich könnt ihr dagegen leben, ihr dürft euch nie gewaltsamer Weise von euren Eltern und Geschwistern trennen.

Wilhelm. Ich bin recht begierig, wie es nun weiter kommt.

Mutter. Der Seeräuber war mit seinem Raubschiffe kaum auf der hohen See, so grif er ein europäisches Schif mit der größten Hizze an. Die Europäer vertheidigten sich aber tapfer, und überwanden den Seeräuber, nahmen sein Schif ein, und befreieten die Sklaven von ihren Ruderbänken. Der Schifskapitain sahe kaum den jungen Lanwill, so fühlte er eine starke Neigung zu ihm. Durch seine bescheidene Zurükhaltung und Dankbarkeit bewegt, fragte er ihn nach seiner Lebensgeschichte, und wie er in die Sklaverei gerathen. Lanwill erzählte ihm offenherzig alles, bis dahin, wo er von seiner Mutter getrennt worden, und von seinem Schiksale nachher; aber von meinem Vater, sagte er, weiß ich weiter nichts, als daß er beim Scheitern des Schifs ertrunken, und daß ihn meine Mutter in der Ferne auf dem Wasser todt gesehen. — Ist das auch wirklich euer Vater gewesen? — Meine Mutter glaubte es wenigstens und weinte bitterlich, nur konnte sie es nicht genau erkennen. Wolte Gott! er wäre es nicht gewesen, so hätte ich doch Hofnung, meinen Vater wieder zu finden. — Entblöse doch einmal Deinen Hals, mein Sohn, erwiederte der Schifskapitain. — Lanwill thats, und der Schifskapitain erkannte ihn an einem rothen Zeichen, fiel ihm plözlich um den Hals,

und schrie laut: O Gott! mein Sohn, ja Du bists, mein Sohn, mein Sohn.

Henriette. Das muß eine Freude gewesen sein!

Mutter. Stumm und voll Entzükken fiel Lanwill seinem Vater in die Arme, und weinte für Freuden.

Wilhelm. Nun war ihm mit einmal geholfen. Aber liebe Mutter, das ist doch sonderbar, Herr Lanwill war doch in der See gestorben, und nun kommt er lebendig wieder auf das Schif; wie geht das zu?

Mutter. Herr Lanwill hatte sich durch Schwimmen gerettet, ein Schif hatte ihn aufgenommen, und nach England gebracht. Der todte Körper, den die Mutter in der Ferne gesehn, war ein anderer vom Schiffe, der eben so, wie der Schifskapitain gekleidet war, und den sie in der Betäubung für ihren Gatten hielt. — Nun wünschten Vater und Sohn nichts sehnlicher, als die Mutter bei sich zu haben. Herr Lanwill gab sich auch alle nur mögliche Mühe von ihr Nachricht zu bekommen, aber vergebens. Er übergab bald seinen Sohn dem redlichen Schifsprediger, Herrn Tarney, der ihm den vortreflichsten Unterricht gab.

Wilhelm. Blieb Lanwill nun bei seinem Vater?

Mutter. Nein, sobald Herr Lanwill in London angekommen, und sich einige Wochen daselbst aufgehalten, mußte er wieder zur See gehen, und mußte seinen Sohn während der Zeit Herrn Tarney gänzlich überlassen.

Henriette. Also fanden sie die Mutter nicht wieder?

Mutter. Für jezt noch nicht. Herr Tarney erhielt eines Tages ein Schreiben von dem Oheim des jungen Lanwills, der ihn zum Erben seines ganzen Vermögens einsezte, und ihm noch bei seiner Lebenszeit eine jährliche Pension ausmachte, und sich dabei ausbedung, daß er nach Frankreich reisen solte.

Henriette. Geschah dies auch?

Mutter. Ja, um die Welt kennen zu lernen, unternahm er mit Freuden diese Reise, und hielt sich ein Jahr in Frankreich auf. Doch er fand bald an nichts mehr Vergnügen, da ihn die Sehnsucht nach seiner Mutter schwermüthig machte, er kehrte also nach England zurük, weil er glaubte, seine Mutter da eher anzutreffen. Doch es wird zu spät, Kinder, wir wollen ihn reisen lassen, und uns zur Ruhe begeben. Das übrige will ich euch Morgen erzählen.

Wilhelm. O, beste Mutter! erzählen Sie uns doch noch heute, ob er seine Mutter wiederfand.

Mutter. Hab Geduld bis Morgen. Doch ich will Euch einen Vorschlag thun. Wer will Morgen mit mir die Sonne aufgehen sehen, dem will ich die Geschichte auserzählen.

Wilhelm. Ich!

Henriette. Ich!

Christiane. Ich! Wekke mich, liebe Jette! ich will gleich zu Bette gehen.

Wilhelm (zu Henrietten). Und wir auch, liebe Schwester. Ich will euch alle wekken.

Mutter. Wenn Du aber die Zeit verschläfst, wie denn?

Wilhelm. Hat nichts zu sagen, liebe Mutter. Ich bin immer der erste, der munter ist.

Mutter. Nun so schlaft wohl, Kinder. Nach dem Himmel zu urtheilen, wird morgen ein schöner Tag.

Der Morgen.

Mutter. Guten Morgen, meine Lieben. Habt ihr schon ausgeschlafen?

Wilhelm. Alle, wie Sie sehen.

Mutter. Antwortest Du im Namen Deiner Geschwister?

Wilhelm. Ja, liebe Mutter, ich habe sie ja geweckt, und also muß ich's auch wissen.

Mutter. Nun so kommt, Kinder. Dort auf der kleinen Anhöhe wollen wir uns lagern. Da ist alles so stille, die Rosen und Jesmin riechen so herrlich, daß ich immer ein grosses Vergnügen dort finde. Hier sehen wir dann das schönste Schauspiel der Natur; und können dabei unser Frühstük mit Dank gegen Gott geniessen.

Henriette. Wenn nur der gute Karl da wäre!

Wilhelm. Er wird auf seiner kleinen Reise gewiß so vergnügt sein, als wir. Nun, liebe Mutter, Lanwill ist gewiß schon in England. Sagen Sie uns doch, ob er seine Mutter wiederfindet.

Mutter. Lanwill reiste also mit Herrn Tarney, der ihn auf seinen Reisen begleitet hatte, wieder nach London. Auf dem Schiffe befanden sich auch zwei Frauenzimmer, eine alte Dame mit ihrer jungen Verwandtin, welche, um denen Verfolgungen, die die Protestanten in Frankreich erdulden mußten, zu entgehn, nach England flüchteten. Als sie Frankreich aus dem Gesichte verlohren, fing das junge Frauenzimmer heftig an zu weinen, und sagte: Lebe wohl geliebtes, aber undankbares Land, das ich so ungern verlassen hätte, wäre mir nicht mein Liebstes auf der Welt geraubt. Herr Tarney bat sich ihre Geschichte aus, da sie aber vor Thränen nicht sprechen konnte, nahm die alte Dame das Wort, und sagte: Die grausamen Verfolgungen in Frankreich haben mir meinen Bruder, dieser jungen Dame aber ihren Geliebten geraubt. Da wir ohngeachtet des scharfen Verbots, unsern Glauben nicht mehr zu üben, dennoch unsern Gottesdienst fortsezten, weil wir Gott mehr als den Menschen gehorchten, so wurde mein Bruder, der ein Prediger war, und seinem Amt mit Treue und Eifer vorstand, an ein Pferd gebunden, und geschleift. Der Verlobte meiner Freundin war auch Prediger, und ermahnte uns, standhaft zu sein. Eines Morgens aber ward unsere Gemeinde umringt, der Prediger erschossen, und uns alles geraubt, was wir besassen, und nur mit Mühe konnten wir unser Leben retten.

Wilhelm. Das mußten auch grausame Menschen sein, die armen Christen so hart zu behandeln. Warum thaten sie das?

Mutter. Aus blindem Religionseifer. Sie glaubten Gott einen Dienst und Gefälligkeit zu beweisen, wenn sie andre, die nicht ihren Glauben hatten, auf das grausamste verfolgten und marterten. Lanwill wurde sehr durch ihre Erzählung gerührt, er sahe daraus, daß es mehr Leidende auf der Welt gebe. Herr Tarney aber redete den Damen auf das liebreichste zu, tröstete sie, und wieß sie auf die Vorsehung, die doch endlich alle Leiden in Freude verwandele. Indessen ging die Reise gut von statten, und sie erreichten bald England. Kaum war er angekommen, so erhielt er die Nachricht, daß sein Onkel gestorben sey, und ihn zum Einzigen Erben eingesezt hätte. Obgleich ihm diese Nachricht nicht anders, als angenehm hätte sein können, so war es ihm doch gleichgültig, weil er seine Eltern verlohren glaubte.

Herr Tarney hatte eine gute Stelle als Prediger auf dem Lande erhalten. Da Lanwill von seinem Freunde getrennt war, so lebte er in der Stille für sich. Er bemühete sich nachher, um der Welt zu nüzzen, und sich zu zerstreuen, um ein öffentliches Amt, welches er seiner Geschiklichkeit wegen leicht erhielt, und in der Folge durch seinen Fleiß seinem Amte Ehre machte.

Henriette. Beinahe zweifle ich, daß er seine Mutter wiederfindet.

Wilhelm. Und wo blieben die beiden französischen Damen?

Mutter. Herr Tarney hatte sie zu sich genommen. Als einstens Lanwill in seinen Gedanken vertieft

tieft saß, erhielt er einen Brief vom Herrn Tarney, worin ihn dieser bat, sogleich zu ihm zu kommen. Da es nur fünf englische Meilen von London entfernt war, so war er bald da. Der Abend war schön, und er selbst empfand eine süsse Aengstlichkeit, daß er daraus schloß, es müsse ihm etwas unerwartetes bei Herrn Tarney bevorstehn.

Henriette. Ich glaube, er findet seine Mutter.

Mutter. Herr Tarney empfing ihn sehr freundlich, und entdekte ihm zugleich, daß er sich mit der jungen französischen Dame verloben wolte, und ihn deshalb zu sich gebeten hätte. Langwill empfand hierüber eine herzliche Freude. Aber wie groß war sein Erstaunen, als aus dem nächsten Zimmer eine Dame in Begleitung vieler andern hervor sprang, ihm um den Hals fiel, und sagte: Gottlob, ich habe Dich wiedergefunden, mein Sohn. Jezt kannte er sie auch, und ich kanns euch nicht weiter beschreiben, welche Freude da gewesen.

Wilhelm. Sieh da kommt die Mutter mit einmal zum Vorschein. Wo hat sie sich so lange aufgehalten?

Mutter. Sie hatte sich schon einige Zeit in dieser Gegend nach ihrem Sohne erkundigt, und sich an verschiedene Geistliche gewandt. Da aber alles vergeblich war, führte sie das Glük von ungefähr zum Herrn Tarney, der denn auch nicht säumte, ihr den einzigen Sohn in die Arme zu führen.

Henriette. Nun war doch alles in Freude verwandelt.

Mutter. Ja, liebes Kind, Du siehst also, wie Gott schon in diesem Leben die Frömmigkeit belohnt.

Wilhelm Ich will auch recht fromm werden.

Henriette. Nun war gewiß Lanwills erste Bitte an seine Mutter, wie es ihr seit der Trennung gegangen zu hören.

Mutter. Allerdings. Da sie schon von den Umständen, worin sich ihr Sohn befunden, durch Herrn Tarney unterrichtet war, auch wußte, daß ihr Mann noch lebe, und bald wieder von der Reise zurükkommen würde, so fing sie an, ihrem Sohne zu erzählen. Ich wills euch mit ihren eigenen Worten sagen. „Einige Tage nachher, als ich von Dir getrennt „wurde, kaufte mich ein Herr, der hinter Algier an„sehnliche Landgüter hatte. Er war vordem ein „Christ, hatte aber aus Liebe zu der Tochter eines „sehr reichen türkischen Kaufmanns seinen Glauben „abgelegt, und den türkischen angenommen. Er „bezeugte aber demohngeachtet sehr viel Achtung für „die Christen.

„Er begegnete mir sehr gut, und in der Folge „machte mir die französische Sprache meinen Zustand „noch erträglicher. Ich hatte es zwar ein Jahr über „mir nicht merken lassen, daß ich diese Sprache ver„stand: als ich aber erfuhr, daß er mich an einen „reichen grausamen Mann verkaufen wolte; bewog „ich dessen Frau, für mich zu bitten, daß dies nicht „geschehe, und erbot mich dagegen, ihre Kinder in „der französischen Sprache zu unterrichten. Er ließ „sich dies gern gefallen, und bestimmte mich, statt

„der

„der sauren Arbeit, zur Aufwartung seiner Frau.
„Meine Gebieterin hatte, bei sonst guten Eigenschaf-
„ten, den Fehler, daß sie jachzornig war; und dies
„sezte mich oft der härtesten Begegnung aus; doch
„durch meine Gelassenheit erwarb ich mir nach und
„nach ihre Liebe, und ihr Zutrauen, welches ich da-
„zu anwandte, für die bessere Behandlung der andern
„Sklaven zu bitten. Eine von ihren Töchtern, die
„Zanei hieß, und von ihrem Vater zärtlich geliebt
„wurde, war meiner besondern Aufsicht und Erzie-
„hung anvertraut. Damals raubte eine gewisse an-
„stekkende Krankheit dieser Familie alle Kinder, bis
„auf Zanei; selbst meine Herrschaft wurde krank.
„Ich wich nicht von ihrer Seite, sondern pflegte und
„wartete sie so viel als möglich. Sie wurden wie-
„der gesund, ich hingegen tödtlich krank. Als ich
„wieder besser wurde, behandelte man mich mit so
„vieler Liebe, daß ich meinen Sklavenstand kaum
„fühlte. Aber mein Herr kam einige Monate her-
„nach um sein Leben. Er war ein Ausländer, und
„hatte sich ein ansehnliches Vermögen erworben.
„Deshalb hatte er viele Neider, die es denn auch
„bald bewirkten, daß ihm eine seidene Schnur zuge-
„schikt wurde.

Wilhelm. Was solte er damit machen?

Mutter. Er mußte sich selbst damit erdros-
seln. Das ist so bei den Türken der Gebrauch, wenn
einer zu reich wird, und es dem Sultan an Gelde
fehlt, so schikt er ihm eine seidene Schnur, und nimmt
das ganze Vermögen nach sich.

Wilhelm. Da möchte ich um alles in der Welt willen kein reicher Mann sein.

Mutter. „Mein Herr, fuhr die Mutter in ihrer Erzählung fort, kam so geschwind aus der Welt, ehe er alles in Ordnung bringen konnte. Ihm half es nun nichts, daß er seinem Glauben entsagt hatte. Er ward dadurch für sein Vergehn gegen sich und Gott bestraft.„ Merkt es Kinder, jezt, da Ihr noch jung seid, laßt Euch nie verführen; thut um aller Erdengüter willen nichts Böses. Denn jedes Laster straft sich selbst.

Wilhelm. Das war freilich schlecht, daß er seinen Glauben verläugnete. Wie gings weiter, liebe Mutter.

Mutter. „Die türkische Dame, fuhr Madam Lanwill fort, grämte sich sehr; ich suchte sie so viel als möglich aus Gründen des Christenthums zu trösten, und sagte ihr zugleich, daß in Europa kein Mensch solcher grausamen Behandlung ausgesezt sei. Dies brachte endlich das Verlangen in ihr hervor, nach Europa zu ziehen. Sie verkaufte ihre Güter, die ihr noch übrig geblieben waren, und zog in ein kleines Dorf an der Seeküste, um, wie sie vorgab, in der Stille und im Verborgenen zu leben. Allen ihren Sclaven schenkte sie die Freiheit, nur mich allein behielt sie bei sich. Die meiste Zeit brachte sie in einer Hütte, am Walde, zu. Endlich entdekte sie mir ihr Vorhaben, das sie mit ihrer Tochter eine Christin werden wolte. Sie brachte deshalb mich und ihre Tochter Zanei auf ein Schif, das nach Europa seegeln wolte, kleidete Zanei schlecht als ein Sklavenkind,

nähete

nähete uns Geld und Juwelen in die Kleider, und versprach bald nachzukommen. Wenn ich Zanei nicht selbst erzogen, würde ich ihre vortreflichen Eigenschaften loben. Ich liebe sie wie meine Tochter, und erwarte nun mit Schmerzen ihre Mutter.„ So weit ging die Erzählung der Madam Lanwill. Sie wolte hierauf auf die Güter ihres Sohns reisen, und Zanei solte bei Herrn Tarney bleiben, allein dieser bat sie, noch einige Wochen die Reise aufzuschieben. Er unterrichtete in der Zeit die Zanei im Christenthum, worauf sie alsdann an einem Festtage öffentlich in Gegenwart vieler Zuschauer getauft wurde.

Henriette. Das muß wohl recht feierlich gewesen seyn!

Mutter. Das kannst Du dir vorstellen. Sie war sehr schön, hatte ein weiß atlassen Kleid an, und einen Blumenkranz in ihren Haaren. Mit der größten Ehrfurcht und Freimüthigkeit legte sie ihr Glaubensbekenntniß ab. Gott wolte nun auch dieser Familie für alle ausgestandenen Leiden lohnen. Herr Lanwill kam zu dieser Zeit von Ostindien zurük, und wurde aufs angenehmste überrascht, als er seine Gattin, die er lange todt glaubte, wiederfand.

Henriette. Kam denn Zaneis Mutter nicht an?

Mutter. Dies ist in der Geschichte nicht mit angeführt; vermuthlich ist sie auf der See gestorben. In der Folge heirathete der junge Lanwill die liebenswürdige Zanei, und lebte mit ihr und seinen Eltern noch viele Jahre in der süßesten Ruhe, und erfuhr es auf diese Art an sich selbst, daß, wenn auch die Wege

ge Gottes oft wunderbar sind, er doch endlich alles zu unserm Besten lenket, wenn wir ihm nur vertrauen und im Guten treu bleiben.

Christiane. Das war eine schöne Geschichte.

Mutter. Ja, man kann aus derselben viel Gutes lernen.

Henriette. Haben sie tausend Dank, beste Mutter.

Wilhelm. Auch von mir.

Henriette. Nun wird uns unser Mittagsbrod gut schmekken, da wir wissen, daß Lanwill glüklich ist.

Mutter. Nehmt Euch, lieben Kinder, aus dieser rührenden Geschichte alles Gute, was sie enthält, und prägt es Euch tief ein, daß die wahre Gottesfurcht uns zeitlich und ewig glüklich macht.

Christiane. Das wollen wir auch thun.

Abend.

Karl. Wilhelm. Henriette. Christiane.

Henriette (zu Karln). Es ist recht schade, lieber Karl, daß Du nicht bei uns gewesen, unsere liebe Mutter hat uns eine recht schöne Geschichte von dem Sohn eines englischen Schifskapitains erzählt.

Karl. Gewiß die von Lanwill. Die hab' ich schon gelesen.

Mutter (die in der Nähe ihr Gespräch gehört hatte). Glaubst Du denn, Henriette, daß ich ein

so

so vortrefliches Beispiel von früher Tugend nicht längst dem guten Karl erzählt haben werde. Er hat das ganze Buch, worin diese Geschichte steht, durchgelesen, und wenn Du Lust hast, kannst Du's auch lesen, ich habe es in meinem Bücherschranke.

Henriette. Was ist das für ein Buch, liebe Mutter?

Mutter. Es ist Müllers Schilderung zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend.

Henriette. O sein Sie doch so gütig und geben Sie es mir morgen, ich will recht fleißig lesen.

Mutter. Sehr gern. Nun Kinder, seid Ihr denn bei Eurem Besuche recht vergnügt gewesen?

Karl. Recht sehr. Die Cousinen sind wirklich gute Kinder, und ich habe sie bei der Gelegenheit erst recht kennen lernen.

Henriette. Sie hatten ein artiges Gespräch zum Geburtstage ihrer Mutter gelernt. Karl! Du hast es ja wohl abgeschrieben?

Karl. Ja, ich that's, weil ich es Ihnen vorlesen wolte. Es ist recht gut.

Mutter. Es ist mir lieb, daß Du es hast, mein Sohn, lies es mir vor. Du weißt, ich höre so etwas sehr gern.

Gespräch
am
Geburtstage ihrer Mutter,
gehalten
von
ihren Töchtern
Dortchen, Hannchen, Miekchen,
den — — —

Dortchen. Du stehst ja so in tiefen Gedanken, liebe Schwester. Fehlt Dir etwas? Du kannst Dich doch sonst nicht lange über eine Sache betrüben.

Hannchen. Freilich wohl, aber ich habe einmal ein mitleidiges Herz, die armen Leute, die bei dem harten Winter bald verhungern und erfrieren mußten, dauerten mich zu sehr.

Miekchen. Wenn ich etwas habe, geb ichs gleich den armen Kindern. Neulich kam ein kleines Mädchen ohne Schuhe, weinte und sagte: sie hätte den ganzen Tag über noch keinen Bissen Brod im Munde gehabt. Da gab ich ihr alles, was ich nur in meiner Tasche auftreiben konnte.

Hannchen. Ihr könnt nicht glauben, wie gutthätig Mama gegen Arme ist, sie läßt keinen Dürftigen ohne Hülfe von sich. Unser altes Zeug läßt sie wieder ausbessern, und kleidet damit arme Kinder. Aber die Armuth ist wirklich sehr groß. Neulich hab ich mir einige Verse gelernt, die sich recht darauf passen.

Dortchen. Sag sie uns vor, liebes Hannchen.

Miekchen. Ich möchte sie auch gern hören.

Hannchen

Sehet! Wie sie darben,
Alle Todesfarben
Bleichen ihr Gesicht.
In der Bretterkammer
Wohnet Frost und Jammer,
Nur die Hülfe nicht.
Heiß geweinte Thränen,
Tief verschloßnes Sehnen,
Härmt das Elend ab;
Und das bischen Leben
Wird für jezt ein Beben,
Und für künftig — Grab.
Die ihr könnet — helfet, rettet!!
Einsam drükt in Staaten
Viel verborgner Schmerz.
Milde! Helft ihn lindern,
Menschen Elend mindern.
Gott! Welch Glük fürs Herz!!

Dortchen. Das ist ja recht schön. Ich las neulich, daß einige gute mitleidige Kinder, in ihren Freistunden Kleidungsstükke für arme Kinder gemacht hätten.

Hannchen. Das wolte ich gern thun, wenn uns unsere gute Mutter Zeug dazu gäbe.

Miekchen. Aber wir sind doch sehr glüklich, da wir alles haben, was wir gebrauchen.

Dortchen. Und wir müssen Gott und unsern lieben Eltern danken, daß sie uns das alles geben und uns für Mangel schüzzen.

Hannchen. Es ist auch unsere größte Pflicht, daß wir ihnen durch Gehorsam recht thätig danken.

Miekchen. Aber wißt ihr wohl, daß wir heute recht vergnügt sein müssen.

Hannchen. O ja, es ist ja Mütterchens Geburtstag.

Dortchen. Wir wollen ihn feiern. Lasset uns unsere kleinen Geschenke und die Wünsche unsers Herzens der besten Mutter bringen.

Christianchen. Ich geh doch auch mit?

Dortchen. Ja, liebes Mädchen.

Hannchen. Kommt Schwestern, kommt, mein Herz schlägt laut für Freude. (Sie gehen zur Mutter.)

Hannchen.

Hüpfend bring ich dieses Band
Und ein Herz voll Freude Dir entgegen,
Nimms, für Deinen mütterlichen Segen,
Beste! nimm es ganz.
Lieb und Dank ist Alles, was ich habe,
Und dies Alles bring ich jezt zur Gabe,
Mütterchen, verschmäh' es nicht!
Dich zu lieben, ist die süßte Pflicht.

Mutter.

Mutter. Das Gespräch gefält mir recht gut. Was brachten denn die Kinder für Arbeiten?

Henriette. Die älteste Cousine hatte ihrer Mutter ein Uhrband verfertigt, die Zweite ein Paar Strümpfe, und die Jüngste einen Geldbeutel gestrikt.

Mutter. Es macht Eltern immer eine rechte Freude, wenn sie fleissige und geschikte Kinder haben. Mir gefält auch der Inhalt des Gesprächs deswegen, weil die guten Kinder in demselben ihre mitleidigen Herzen zu erkennen geben.

Karl. Sie können nicht glauben, wie theilnehmend sie bei der Noth Anderer sind, und wie gern sie dem Armen geben.

Mutter. Glaubt auch, Kinder, die Wohlthätigkeit wird oft schon in diesem Leben belohnt, und wird in jener Ewigkeit einst noch mehr belohnt werden. Unser Erlöser sagt: „Das Gute, was ihr den „Dürftigen erweiset, soll so vergolten werden, als „wenn ihr es mir selbst erwiesen hättet.„ — Ich könnte, um Euch vom Erstern zu überzeugen, manches Beispiel erzählen.

Wilhelm. O! erzählen Sie doch, liebe Mutter!

Mutter. Wenn Ihr mir Alle versprechen wolt, recht aufmerksam zu sein —

Alle. O ja! das wollen wir gewiß.

Mutter. Nun, so will ich auch Euren Wunsch erfüllen.

Ein fleissiger und wohlhabender Landmann saß einst an einem schönen Sommerabend vor seiner Thür, sich von seinen Geschäften zu erholen. Da

kam ein auf Urlaub reisender Soldat, und bat ihn dringend um ein Nachtquartier, weil kein Mensch im ganzen Dorfe ihn beherbergen wolle. Der Landmann aber sagte: „Geht doch nach der Schenke, da werdet ihr gewiß Herberge finden.„ — „Ja, antwortete der Soldat, da muß man Geld haben, und das habe ich nicht, denn das wenige, das ich noch hatte, ist, da ich unterweges krank ward, darauf gegangen. Es wird sich doch eine mitleidige Seele finden, die mich aufnimmt.„ — Es ist aber immer eine bedenkliche Sache, erwiederte der Landmann, einen fremden Menschen, den man weiter gar nicht kennt, in sein Haus aufzunehmen. „Das ist freilich wahr, antwortete der Soldat, indeß bei mir ist gewiß nichts zu besorgen. Schließt mich ein, und verriegelt die Thür, wie ihr wolt. Ich bin so müde von der Reise, daß ich froh sein will, wenn ich nur auf einem schlechten Strohlager ausruhen kann.„ Der Landmann besann sich eine Weile, gab aber endlich den Bitten des Soldaten nach, hieß ihn in die Stube gehn, reichte ihm Abendbrod, und brachte ihn nachher auf eine Kammer, die er von aussen mit einem Vorlegeschloß verwahrte. Er ging hierauf ganz vergnügt zu Bette, und freute sich, daß er Gelegenheit gehabt hatte, einem Hülfsbedürftigen beizustehn. Der Soldat zog sich sogleich aus, legte seinen Degen neben sich, und schlief ruhig ein. Um Mitternacht entstand plözlich ein entsezlicher Lerm unten im Hause. Der Soldat erwachte, horchte, was es gäbe, und da er eine Stimme kläglich um Hülfe rufen hörte, kleidete er sich schnell an, nahm seinen

Degen, und wolte zur Thür hinaus, konnte sie aber nicht aufmachen.

Wilhelm. Nun, da möcht ich doch wissen, was das gewesen wäre.

Mutter. Die Sache war die: Der Bauer hatte den Tag vorher eine ansehnliche Summe Geldes für verkauftes Korn erhalten, dies wußten seine beide Knechte, und waren darauf bedacht, es ihrem Herrn abzunehmen. Sie beredeten sich also, ihn in dieser Nacht, wenn Alles still sein würde, in seinem Bette zu binden, das Geld zu stehlen und zu entlaufen. Kaum war nun Alles zur Ruhe, als sie ihren Herrn überfielen, ihn banden, und so viel Betten auf ihn warfen, daß, wenn er nicht bald Hülfe erhalten hätte, er gewiß hätte erstikken müssen. Die Knechte untersuchten indeß das ganze Haus, fanden aber zu ihrem größten Verdrusse das Geld nicht. Endlich sagte der Eine zum Andern: „Gestern Abend, als wir zu Hause kamen, kam der Herr noch spät von der obersten Kammer herunter, vielleicht hat er das Geld da hinauf getragen. „ — „Ja wirklich, sagte der Andere, so wird es sein. „ — Sie liefen sogleich hinauf, und erbrachen mit der größten Gewalt die Thür, aber wie groß war ihr Schrek, als sie, statt das Geld zu finden, einen Soldaten mit entblößtem Degen erblikten. Dieser, der schon aus ihren Reden, als sie vor die Kammerthür kamen, gemerkt hatte, daß sie Spizbuben waren, hatte voll Ungeduld erwartet, daß die Thür gesprengt würde, eilte nun also wütend auf sie zu, versezte ihnen einige Hiebe, daß sie niedersanken, und bemächtigte sich ihrer

ter mit leichter Mühe, band sie mit Strikken, die er n der Nähe fand, und ging denn zu seinem Wirth, en er in dem kläglichsten Zustande antraf, und der aum noch Luft holen konnte. Der Soldat warf sogleich die Betten von ihm herunter, entledigte ihn seiner Bande, und rettete ihn so noch zur rechten Zeit. Darauf schleppte er die beiden Bösewichter herunter vor ihren Herren, der wirklich geglaubt hatte, der Soldat habe ihn bestehlen wollen, allein wie erstaunte er nicht, als er seine Knechte als Diebe vor sich ahe, und in dem Soldaten seinen Retter erblikte. Der Landmann behielt seinen Befreier noch einige Tage bei sich, und beschenkte ihn reichlich, und dankte Gott, der ihn wunderbar errettet. Die bösen Knechte aber wurden den Gerichten überliefert, und erhielten ihre verdiente Strafe.

Wilhelm. Das war auch recht.

Henriette. Es war aber doch wirklich nur gut, daß der Bauer den Soldaten beherbergt hatte.

Mutter. Ja wohl. Hätte der Bauer sich nicht des armen Soldaten erbarmt, so wäre es vielleicht um sein Leben geschehen gewesen. Daß er vorsichtig war, war sehr gut, denn Wohlthätigkeit muß immer mit Vorsicht verbunden sein. Ihr seht, Kinder, aus dieser Geschichte, das Gott oft schon hier das Gute auf mannigfaltige Art lohnt. Aber er bestraft auch das Böse, wovon ich auch verschiedene in die Augen fallende Beispiele weiß.

Wilhelm. O! erzählen Sie uns doch die auch!

Mutter. Ein gewisser Prediger hatte in seiner Geburtsstadt etwas Geld geerbt, und deswegen dahin eine Reise thun müssen. Auf der Rükreise besuchte er einen Bekannten, der Amtmann auf einem nahgelegenen Dorfe war. Da es schon anfing, dunkel zu werden, bat ihn sein vermeinter Freund, bei ihm zu übernachten. Er stelte ihm vor, es könne ja sein, daß ihn Jemand in der Nacht auf seiner Reise überfiele, und ihm sein Geld abnähme. Der Prediger läßt sich zureden, und der Amtmann bewirthet ihn recht gut, und sein Gast legt sich vergnügt zu Bette. Als alles schläft, steht der Amtmann auf, um seinen Entschluß, dem Prediger sein Geld abzunehmen, auszuführen. Hätte man das wohl denken sollen, daß derselbe so gottlos gegen den guten Prediger handeln wolte, der nichts ahndete, und ruhig schlief? Der Jäger des Amtmanns, der nicht weit von seinem Herrn schläft, hört das Geräusch, und glaubt, es hätten Diebe eingebrochen. Er steht gleich auf, nimmt sein geladen Gewehr, kommt an die Treppe, die zur Stube des Predigers führt, er hört etwas hinauf schleichen, und ruft zu wiederholten malen, wer da sei? da ihm aber Niemand antwortet, so schießt er los, und höret Jemand mit grossem Geschrei die Treppe hinunter stürzen. Er schlägt sogleich Licht an, wie groß aber ist sein Schrek, als er seinen Herrn im Blute zu seinen Füssen liegen siehet. Die Sache wird von der Obrigkeit untersucht, der Jäger aber völlig frei gesprochen, und sein böser Herr gab seinen Geist auf, indem er noch kurz vor seinem Ende sein schwarzes Vorhaben be-

bekannte. Wäre nicht Geiz seine Leidenschaft gewesen, so hätte er nicht auf solche schrekkenvolle Weise sein Leben geendet. Die bösen Leidenschaften tödten die Ruhe, und untergraben alle Glükseligkeit. Wohl den Kindern, die sich früh selbst bezwingen lernen, und keine schlechte Leidenschaft in ihrer Seele einwurzeln lassen.

Wilhelm. Was sagte denn der Prediger?

Mutter. Er war für Schrek ganz ausser sich, und dankte Gott, der ihm ohne sein Zuthun aus der Gefahr errettet hatte.

Henriette. Eine Bitte habe ich an Sie, beste Mutter, Sie versprachen uns neulich eine Geschichte von einer französischen Dame zu erzählen, die sich durch ihre Geschiklichkeit ihr Leben gerettet.

Mutter. Ich erinnere mich meines Versprechens recht wohl. Ich will aber die Erfüllung desselben bis auf Morgen Nachmittag verspahren, dann will ich eure Cousinen herbitten lassen. Ist das Wetter gut, so wollen wir in den Busch spazieren gehen, und uns mit der Geschichte, die ich Euch versprochen, unterhalten.

Wilhelm. O das ist herrlich! Sie liebe Mutter! Das soll eine Lust werden!

Mutter. Suchet indessen die guten Eindrükke zu behalten, die mein heutiges Gespräch auf Euch gemacht haben wird.

Henriette. Ganz gewiß, liebe Mutter!

Fünf-

Fünftes Gespräch.

(Nachmittags im Garten.)

Die Mutter mit ihren Kindern; ausser diesen Minchen 14 Jahr alt, und Hannchen 12 Jahr.

Henriette. Da kommen die Cousinen, liebe Mutter.

Mutter. Willkommen, meine Lieben! Wie geht es Ihnen?

Hannchen. Recht wohl, beste Tante! Wir haben uns recht gefreut, daß Sie uns heute das Vergnügen machen, bei Ihnen zu sein.

Mutter. Ich freue mich auch, daß ich Sie einmal sehe. Sie sehen ja recht munter aus.

Hannchen. Ich bin es auch, allein meine Schwester ist nicht ganz wohl.

Mutter. Was fehlt Ihnen, meine Liebe?

Minchen. Ich kann mich von meinem neulichen heftigen Flußfieber noch nicht wieder erholen.

Mutter. Vielleicht ist es doch gut für Sie, daß Sie einmal an die freie Luft kommen. Es ist eine Wohlthat, daß es gerade gutes Wetter ist.

Minchen. Und hier im Garten ist es so angenehm. Sie haben ja prächtige Nelken?

Mutter. Die hat mein Karl gepflanzt.

Minchen. Kann er das schon?

Mutter. O er besorgt mir den ganzen Garten.

Minchen. Das ist wahr! Und es ist alles so hübsch ordentlich.

Mutter. Dies geschieht doch nur in denen Abendstunden, am Tage hat er seine Schularbeiten.

Minchen. Allein, das muß doch auch viel Mühe machen —

Mutter. Die aber das Vergnügen, so Alles unter den Händen wachsen zu sehen, hinlänglich belohnt.

Hannchen. Ich freue mich recht, daß Sie uns die Freude machen wollen, uns etwas zu erzählen. Das liebe Jettchen hat es mir schon im Vertrauen gesagt.

Mutter. Hören Sie denn auch gerne erzählen?

Hannchen. Ausserordentlich gern, und unsere liebe Mutter hat dazu wenig Zeit.

Mutter. Ich dächte, weil es noch so heiß ist, tränken wir lieber unsere Milch hier im Garten, und gingen spazieren, wenn es kühle wird.

Henriette. Das wäre auch viel besser, und dann könnten Sie uns die Geschichte gleich erzählen.

Hannchen. O das thun Sie doch!

Minchen. So sezzen Sie sich zu mir, lieben Kinder.

Hannchen. Es arbeitet sich weit besser, wenn man erzählen hört.

Mutter. Henriette, besorge doch also gleich, daß die Milch gebracht werde, und schenke ein.

Wilhelm. O fangen Sie doch an, liebe Mutter!

Mut-

Mutter. Kannst Du denn nicht warten? So bald Henriette da ist. —

Wilhelm. Ach! da kommt sie schon.

Mutter. In Paris lebte ein Herr von Brüel mit seiner Gemahlin, einem Sohne und einer Tochter sehr vergnügt. Sie waren alle von der reformirten Religion. Die Tochter war sehr schön, doch ihre Mutter, die es täglich hörte, was ihrer Tochter für Schmeicheleien vorgesagt wurden, erzählte ihr oft das traurige Schiksal schöner Personen, die nicht auf innere Vorzüge der Seele bedacht gewesen. Diese und andere gute Lehren machtens, daß sich Mariane, (so hieß das junge Fräulein von Brüel) um Frömmigkeit und Geschiklichkeiten bemühte, und in jeder nüzlichen Kenntnis täglich zunahm, und sich bei ihrer Mutter glüklicher dünkte, als in der größten, glänzendsten Gesellschaft. Die glükliche Einigkeit dieser Familie ward aber bald gestört, denn der Herr von Brüel, der sehr ehrgeizzig war, nahm auf Zureden Einiger vornehmen Katholiken, die ihm eine ansehnliche Stelle bei Hof zu verschaffen versprachen, ihren Glauben an, und diese wußten es auch dahin zu bringen, daß Frau von Brüel und ihre Tochter in verschiedene Klöster gebracht wurden.

Henriette. Das war ja traurig.

Mutter. Indeß waren die Schönheit und die guten Eigenschaften der Fräulein von Brüel nicht unbemerkt geblieben. Es waren viele Adeliche, die sich um ihre Hand bewarben, und die durch Zuredung den Vater vermochten, seine Tochter wieder nach Hause kommen zu lassen, da sich denn ein Herr von Mon-

Montal insbesondere viel Mühe um sie gab, allein ihre beständige Antwort war, daß sie sich nie ohne den Willen ihrer Mutter zu einer Verbindung entschliessen würde. Der Herr von Montal bewirkte sogleich die Erlaubnis bei dem Intendanten, sie aus dem Kloster führen zu dürfen, er brachte diese Nachricht gleich der Fräulein von Brüel, die darüber sehr vergnügt war. Diese Freude aber wurde durch einen Jesuiten, Namens Simon, vereitelt, der sehr bekannt im Hause war, und den man für einen guten ehrlichen Mann hielt. Dieser hatte von einem sehr reichen Grafen Mirali den Auftrag erhalten, sich für ihn um die Fräulein von Brüel zu bewerben, mit der Versicherung einer ansehnlichen Belohnung, wenn er eine günstige Antwort erhielte. Da er nun glaubte, daß die Frau von Brüel ihre Tochter von dieser Heirath abrathen würde, weil der Graf wenig gute Eigenschaften besaß, so gab er sich alle Mühe, es zu verhindern, daß die Mutter nicht aus dem Kloster käme. Der Herr von Montal hatte selbst dem Pater Simon erzählt, daß er die Freiheit der Frau von Brüel bewirkt habe, nnd daß der kommende Morgen zu ihrer Abholung aus dem Kloster bestimmt sei. Pater Simon hatte darüber recht vergnügt geschienen, dachte aber im Herzen sogleich auf Ränke, es zu verhindern. Er bestach nemlich einen Stallbedienten, der ihm erlauben mußte, in die Pferdeställe zu gehn. Hier zerschnitt er alles Seilenzeug, so, daß einige Stunden dazu angewendet werden mußten, es wieder auszubessern. Binnen der Zeit ging er zum Intendanten, stelte ihm die angebliche Gefahr vor,

vor, die es haben könnte, wenn Frau von Brüel ihre Freiheit erhielte, und bewirkte einen neuen Befehl an die Aebtissin des Klosters, dieselbe nicht zu entlassen, wenn ihre Tochter sie abholen wolte, auch ihr nicht einmal zu erlauben, sie zu sprechen.

Henriette. Das war ja recht schlecht von ihm.

Mutter. Es war sehr schlecht und falsch von ihm gehandelt. Hätte er es noch aus blindem Religionseifer gethan, so wolte ich es ihm vergeben, allein so aus gewinnsichtigen Absichten eine würdige Familie zu kränken, das war äusserst schlecht. Die gute Mariane wußte von allen diesen nichts, sie schlief die ganze Nacht nicht für Freude, ihre Mutter zu sprechen, und stand mit der frühen Morgenröthe auf. Der Herr von Montal kam zur bestimmten Stunde sie abzuholen. Wie groß aber war ihr Schrek, als sie hörten, alles Seilenzeug sei zerschnitten. Sie glaubten nicht anders, als daß der Herr von Brüel es habe verhindern wollen, da er aber versicherte, er wisse kein Wort davon, so blieben sie in der größten Ungewißheit. Da indeß der Herr von Montal immer selbst bei den Arbeitern gegenwärtig war, die es ausbessern mußten, so war es alles in zwei Stunden wieder in Ordnung gebracht, und sie fuhren noch den Vormittag ab, und kamen, da daß Kloster nur einige Meilen entfernt lag, bald hin. Allein wie wurde die Mariane erschrekt, als die Aebtissin einen spätern Befehl vorzeigte, worin es ihr untersagt wurde, ihre Wünsche zu erfüllen. Auch den so billigen Wunsch, ihre vortrefliche Mutter nur eine Viertelstunde

de zu sprechen, wurde ihr versagt, und sie mußte trostlos zu ihrem Vater zurük reisen. Da sie bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machte, daß der Herr von Montal einen sehr hitzigen und stolzen Charakter habe, dankte sie ihm für seine geleisteten Bemühungen, und da er sehr in sie drang, ihm eine bestimmte Antwort zu sagen, was er in Ansehung ihrer Person zu hoffen habe, so versicherte sie ihn, daß sie auf keinen Fall jemals ohne ihrer Mutter Rath Jemand ihre Hand geben würde. Sie hielt sich sehr oft in ihrem Zimmer eingeschlossen, unterrichtete sich täglich mehr aus guten Büchern in der Reformirten Religion, in welcher sie erzogen war, und bemühte sich in allen ihren Handlungen davon zu zeugen, daß sie eine thätige Christin sei, der die Liebe und der Beifall Gottes weit werther wäre, als alle äussere Glüksgüter. Sie besorgte ihres Vaters Wirthschaft mit der größten Treue. Die Sehnsucht nach ihrer Mutter war aber so groß, das es ihr oft viele stille Thränen kostete.

Hannchen. An all dem Unglük war doch der fatale Simon Schuld.

Mutter. Nach einiger Zeit ward die Fräulein Brüel einst zu einer Verwandtin zur Hochzeit eingeladen. Hier traf sie einen Adelichen an, der zwar auch ein Katholik war, jedoch aber einen sehr redlichen, vortreflichen Charakter bei allen Gelegenheiten bewieß. Derselbe trug ihr seine Hand an, da sie aber auch ihn versicherte, daß sie ihre Mutter viel zu zärtlich liebe, als daß sie jemals ohne ihre Einwilligung eine Wahl treffen könnte, wenn es auch selbst der

Wunsch

Wunsch ihres Vaters wäre, den sie auch kindlich verehre; so versprach der Herr von Touloi (dies war der Name des Edelmanns), daß er sogleich nach Hofe schreiben wolle, die Befreiung ihrer Mutter zu bewirken.

Wilhelm. Warum hatte denn aber der Herr von Brüel seine Religion verändert?

Mutter. Er war, wie ich Euch schon gesagt habe, ein Mann der sehr ehrgeizig war, und sehr auf Pracht und Hoheit sahe, und da die Reformirten damals in Frankreich nicht leicht zu hohen Ehrenstellen gelangen konnten, so entsagte er lieber seinem Glauben, als daß er auf einer niedrigern Ehrenstufe stehn wolte.

Henriette. Und daß er seine Frau so weit vergessen konnte, sie in ein Kloster verschliessen zu lassen. —

Mutter. Wozu verleitet nicht oft den Menschen Ehrgeiz und Hochmuth!

Hannchen. Was geschahe denn nun weiter?

Mutter. Herr von Touloi hatte viel Freunde bei Hofe, die auf sein Gesuch die Freiheit der Frau von Brüel bewirkten. Als derselbe bei dem Herrn von Brüel speiste, sagte er es seiner Tochter ins Geheim, daß sie die Freude haben könnte, ihre Mutter zu sprechen, wenn sie wolle. Sie dürfe nur den geschriebenen Befehl zeigen, den er vom Hofe bewirkt hätte; allein er riethe ihr, lieber ganz in der Stille, und allein zu reisen, damit ihre Freude nicht von neuem vereitelt würde. Diesem Rath folgte sie, bat sich bei ihrem Vater die Erlaubnis aus, zu einer

Freun-

Freundin zu reisen, und bei ihr zu übernachten. Von da nahm sie sich vor nach dem Kloster zufahren, um ihre Mutter abzuholen.

Minchen. Was wird aber ihr Vater dazu gesagt haben?

Mutter. Sie wuste, daß der Herr von Brüel seine Gemahlin liebe, und das er sie blos auf Ueberredungen von sich entfernt habe. Sie konnte sich allemal damit entschuldigen, daß sie geglaubt habe, ihrem Vater eine heimliche Freude machen zu wollen.

Wilhelm. Erlaubte es denn der Vater?

Mutter. Mit der Bedingung, daß sie noch etliche Tage warten solte, weil er ohne ihr Wissen eine Gesellschaft gebeten, bei welcher die Herren wahren, die sich um sie Mühe gegeben hatten.

Henriette. Da mußte sie sich auch noch lange gedulden.

Mutter. Sie hatte aber auch dadurch die Gelegenheit, diejenigen kennen zu lernen, von denen sie einen zum Gefährten des Lebens wählen solte, und das war freilich eine wichtige Sache, denn mit wem man auf immer leben soll, dessen Herz und Gesinnungen muß man auch genau kennen.

Minchen. Zumal in einen Lande, wo sich Personen von verschiedenen Religionen mit einander verbinden.

Mutter. Das ist gewiß, mein liebes Minchen. Es ist besser, wenn Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder in allen einstimmig sind.

Wilhelm. Wie ging es weiter, liebe Mutter?

Mutter. Da die Gäste bei dem Herrn von Brüel recht vergnügt waren, kam auf einmal ein heftiges Feuer in der Nachbarschaft des Herrn von Brüel aus, alles lief nach dem Feuer, allein der Herr von Touloi blieb da, und sagte, es wäre leicht möglich, daß der Wind sich drehete, und das Haus des Herrn von Brüel ergriffe; er hatte recht geurtheilet, denn es dauerte keine zwei Stunden, so ergriff das Feuer die eine Ekke des Hauses, in welchem der Herr von Brüel wohnte, und gerade eine Kammer, in welcher alle seine Juwelen und die Juwelen seiner Frau verwahrt waren.

Henriette. War denn Niemand zurükgekommen?

Mutter. Sie waren alle zurükgekommen, allein keiner wolte sich in die Kammer wagen, obgleich der Herr von Brüel, der selbst krank war, etliche darum bat, ausser der Herr von Touloi, der, ob ihm gleich der Herr von Montal und einige andre abriethen, herzhaft in die Kammer ging, und den Kasten mit Juwelen, der dreimalhunderttausend Livres an Werth war, rettete, und ohne Schaden herauskam, obgleich die Balken gleich hernach einfielen. Doch wurde durch weise Anordnungen das Feuer bald gedämpft; so, daß einige von der Gesellschaft da blieben, worunter auch der Herr von Montal war. Der Herr von Touloi war nach Hause gegangen, um sich von dem Schrek zu erholen. Man kann wohl denken, wie gerührt Vater und Tochter über den geretteten Schaz waren, man lobte das edelmüthige Verhalten des Ausführers dieser guten Handlung

sehr,

sehr, allein der Herr von Montal legte es für eine grosse Verwegenheit aus, und suchte die schlechtesten Absichten dabei zum Grunde zu legen. Aus diesem Betragen sahe die gute Fräulein von Brüel, wie der Herr von Montal, der sehr reich und schön war, dachte.

Wilhelm. Wie viel ist denn ein Livre, liebe Mutter?

Mutter. Ein Livre in Frankreich ist ohngefähr sechs Groschen.

Wilhelm. Das war doch viel Geld.

Mutter. Es war der größte Theil ihres Vermögens, denn es waren viele wichtige Schriften dabei, die er alle mit gerettet hatte.

Henriette. Das war doch eine grosse Wohlthat, und sie hatten gewiß rechte Ursache, ihrem Wohlthäter zu danken.

Hannchen. Sprach sie denn nun bald ihre Mutter?

Mutter. Nach etlichen Tagen erneuerte sie ihre Bitte, und da sie die Erlaubnis, zu ihrer Freundin zu reisen, erhielt, so eilte sie gleich den folgenden Morgen zu ihrer Mutter, die sie mit der größten Rührung und Zärtlichkeit empfing, denn nun waren es zwei Jahr, daß sie ihre einzige Tochter nicht gesprochen. Sie nahmen nach den ersten Umarmungen gleich Abschied von der Aebtissin. Die Mutter pakte ihre wenigen Sachen in einen Koffer, und reiste gleich mit ihrer Tochter zu ihrem Mann zurük.

Minchen. Was sagte denn derselbe?

Mut-

Mutter. Er freute sich ausserordentlich, seine Frau nach einer zweijährigen Trennung wieder zu sehen. Da er sie immer zärtlich geliebt, so konnte er es sich gar nicht vergeben, daß er sie so unverschuldet hatte kränken können.

Wilhelm. Was sagte denn der Pater Simon?

Mutter. Ob ihm die Zurükkunft der Frau von Brüel gleich höchst zuwider war, so ließ er es sich doch auf keinen Fall merken, er besuchte sie gleich den andern Morgen, und stattete seinen Glükwunsch ab.

Henriette. Das war doch ein listiger Mann.

Mutter. Listig und höchst boshaft zugleich, denn das versprochene Geld zu erhalten, bot er alle Kräfte auf, diese unschuldige Familie unglüklich zu machen.

Hannchen. Besuchte sie denn der Herr von Touloi nicht?

Mutter. Nicht gleich, er wolte der guten Dame erst Zeit lassen, sich zu erholen. Allein der Herr von Montal und Mirali statteten gleich ihren Besuch ab, und baten nach dem ersten Kompliment, die Frau von Brüel um ihre Tochter.

Minchen. Was sagte sie denn?

Mutter. Sie gab zur Antwort, daß sie erst Zeit haben müsse, sich zu erholen, um eine so wichtige Sache mit ihrem Mann zu überlegen.

Henriette. Wünschte sie denn nicht ihren Befreier zu sprechen?

Mutter. Ja sie ließ ihn zu sich bitten, sagte ihm mit gerührtem Herzen Dank für seine Güte, und

und wünschte nur Gelegenheit ihm wieder zu dienen. Und nun sagte er es ihr in den bescheidensten Ausdrükken, daß er ihre Tochter zur Gattin sich wünschte, daß sein Vermögen hinlänglich sei, sie beide im Zeitlichen gegen Mangel zu schüzzen, und daß er alles beitragen würde, sie glüklich zu machen.

Wilhelm. Was sagte sie denn?

Mutter. Sie versicherte ihn, daß sie es für ein Glük für ihre Tochter halten würde, einen so redlich denkenden Mann zu besizzen, wie ihn Jedermann das Zeugniß gäbe, allein da ihre Tochter einzig und allein von ihrem Vater abhinge; so möchte er sich Mühe geben, sich dessen Liebe zu erwerben.

Wilhelm. That er denn das?

Mutter. So viel es in seinem Vermögen stand. Einst hörte er, daß der Herr von Brüel schöne Pferde liebte. Gleich lies er in des Herrn von Brüel Stall sein bestes Pferd führen, welches für eins der schönsten in ganz Paris gehalten wurde.

Henriette. Das wird ihm gewiß gefallen haben.

Mutter. Auch hatte der Herr von Touloi schöne Gemälde, da derselbe hörte, daß der Herr von Brüel viel auf schöne Gemälde hielt, so ließ er sechs der schönsten in deo Gartensal des Herrn von Brüel aufhängen, ohne etwas davon merken zu lassen, daß sie von ihm wären, allein derselbe erkannte sie gleich an den Zügen, und wolte sie nicht annehmen, doch wußte ihn der Herr von Touloi mit einer so guten Art zu überreden, daß er nachgeben mußte.

Minchen. Dies that er doch aber blos wegen der Fräulein von Brüel?

Mutter. Nein, liebes Kind, es war wohl mit ein Bewegungsgrund, allein er hatte ein sehr gutes Herz, wo er andern Freude machen konnte, war es ihm das gröste Vergnügen.

Hannchen. Was thaten denn die andern beiden?

Mutter. Sie wolten das Fräulein auch gern haben, gaben sich aber nicht die geringste Mühe, sich die Liebe der Eltern zu erwerben, und da sie sich im Scherz bei einem Glas Wein viel kränkende Worte gesagt, so forderte der Herr von Montal seinen Freund zum Duel heraus.

Henriette. Nahm er es denn an?

Mutter. Der Graf von Mirali, dem sein Leben lieb war, stelte ihm vor, der König habe es verboten, sich zu schlagen.

Hannchen. Da ließ er sich doch abweisen?

Mutter. Nein. Er war zu stolz, sein Gegner mußte mit ihm auf den bestimmten Plaz gehen, wo er aber von ihm so heftig verwundet wurde, das er in zwei Stunden starb.

Wilhelm. Erhielt denn der Graf keine Strafe, er hatte doch einen Menschen umgebracht?

Mutter. Er mußte gleich nach Spanien flüchten.

Hannchen. Was sagte denn der Pater Simon?

Mutter. Er war fast untröstlich, weil er nun die Hofnung, fünfhundert Stük Louisd'or zu erhalten,

ten, weit entfernt sahe, er wendete indeß alles an, die Heirath mit dem Herrn von Touloi zu hintertreiben, und sagte so viel Böses von ihm, als er konnte, allein das Brüelsche Haus dachte zu gut, seinen Verläumdungen Gehör zu geben.

Minchen. Es ist doch was abscheuliches!

Mutter. In dieser Zeit ward der Herr von Brüel krank, nun wachte ihm sein Gewissen auf, und er wünschte sehnlich, als ein wahrer Christ zu sterben, es gereuete ihn sehr, daß er aus äusserlichen Absichten seinen Glauben verändert hatte, er ließ sich von seiner Frau und Tochter täglich etwas aus dem neuen Testamente vorlesen.

Wilhelm. Was sagte denn der Herr von Touloi?

Mutter. Er besuchte den Herrn von Brüel, und bezeugte ihm den innigsten Antheil an seiner Krankheit.

Minchen. Mich wundert nur, daß er nicht mehr auf die Verbindung mit der Fräulein von Brüel trieb.

Mutter. Er war ein viel zu gutdenkender Mann, als daß er, da der Herr von Brüel krank war, etwas davon hätte erwähnen sollen, da er aber bei wiederholten Besuchen sahe, daß derselbe kränker ward, so bat er ihn um seine Tochter, und versprach alles anzuwenden, sie glüklich zu machen.

Der Vater freute sich über den Antrag sehr, und gab gleich seine Einwilligung, bat aber zugleich den Herrn von Touloi, seine Tochter nie über ihre Religion zu kränken, welches derselbe auch auf das

feierlichste versprach. Er lies hierauf seine Frau und Tochter herein rufen, legte die Hand seiner Tochter in des Herrn von Touloi Hand, und gab beiden seinen Segen. Kaum hatte ihm derselbe seinen Dank abgestattet, so trat der Pater Simon herein, und verlangte ihn allein zu sprechen, weil er ihm Sachen von der äussersten Wichtigkeit zu sagen habe. Alle entfernten sich und liessen ihn mit dem Pater allein, der denn gleich seinen Antrag für den Graf Mirali erneuerte. Dem Herrn von Brüel kränkte dieses im Innersten der Seele, daß er ihn jezt damit beunruhigte; zumal da gar keine Aussichten da waren, daß er Begnadigung erhalten würde, er sagte dem Pater daher ohne Umstände, daß er es nie zugeben würde, daß seine Tochter einen Mann ihre Hand gäbe, der um eine Kleinigkeit seinem Gegner das Leben geraubt, er verbäte auf immer dergleichen Unterhaltung. Dies verdroß den Pater im höchsten Grade. Er suchte alle Gelegenheit, dem armen Kranken Verdruß zu machen, fuhr ihn an, und sagte, was er für kezzerische Bücher in Händen habe; er zeigte ihm das neue Testament, und sagte, es wäre dieses jezt der größte Trost in seinen Leiden, sich aus Gottes Wort zu erbauen, sein Pfarrer habe ihm dies erlaubt, und es sei derselbe ein so rechtschafner Mann, daß er nichts thun würde, was wider sein Gewissen wäre. Der Pater empfahl sich, suchte aber alle Gelegenheit, die Familie zu beunruhigen. Er ging zu dem Intendanten, und sagte: Mutter und Tochter verführten den Herrn von Brüel, und wenn er sie nicht von ihm entfernte, so würde er seinen Glauben wieder ändern.

Da

Da der Intendant aber den Pfarrer kannte, so sprach er mit ihm, und hörte das Gegentheil. Nach zwei Tagen starb der Herr von Brüel in der besten Zubereitung, und nahm noch den zärtlichsten Abschied von seiner Frau und Tochter. Gleich nach seinem Tode erhielten sie die verdrießliche Nachricht, daß der Pater Simon es so weit gebracht, daß sie beide in verschiedene Klöster gestekt werden solten, und ihr ganzes Vermögen eingezogen würde.

Henriette. Wie weit kann es die Habsucht treiben!

Mutter. Ein redlicher Freund gab Ihnen den Rath, ihre Juwelen zu verkaufen, und das Geld ausser Land zu schikken. Dies thaten sie, sie vertrauten ihre Kostbarkeiten einem redlichen Mann, mit der Versprechung einer ansehnlichen Belohnung, an, welcher es in Geld umsezte und dasselbe nach Holland schikte. Sie nahmen den Kasten, worin die Juwelen gewesen waren, warfen ihn aus dem Fenster, und sagten, es wären ihnen dieselben gestohlen. Dies zog ihnen viel Besuche zu, die alle Antheil an ihrem Verlust nahmen.

Wilhelm. War das denn recht, liebe Mutter?

Mutter. Nein, Wilhelm. Es hatte es ihnen ihr Freund gerathen, allein sie hätten besser gethan, sie hätten nichts gesagt, denn es zog ihnen in der Folge grosse Verdrieslichkeiten zu. Es war vor einigen Tagen ein Bedienter weggekommen, der ausser der Stadt zog. Auf denselben fiel der Verdacht. Der Pater Simon trieb es so weit, daß Mutter und Tochter in verschiedene Klöster gebracht wurden. Die

Mutter ward immer aus einem Kloster in das andere gebracht, so daß die Tochter auf keinen Fall erfahren konnte, wo die Mutter war. Dem Herr von Touloi dauerte dieses ausserordentlich, er gab sich alle Mühe, die Fräulein von Brüel zu sprechen, und da er die Erlaubnis erhielt, stelte er ihr vor, daß sie auf keine andere Weise aus dem Kloster käme, als wenn sie ihm ihre Hand gäbe. Dies versprach sie, mit der Bedingung, daß er sie nie um ihre Religion beunruhigte, und daß er es ihr erlaubte und dazu behülflich wäre, daß sie aus Frankreich gehen könnte, wenn sie um ihres Glaubens willen verfolgt würde. Sie lebte mit dem Herrn v. Touloi zwei Jahr recht vergnügt, ausser daß ihr ihre Mutter fehlte, von der sie auf keinen Fall erfahren konnte, wo sie geblieben. Doch nun war sie zu neuen Leiden bestimmt. Der Bediente kam nach Paris zurük, auf den man Verdacht hatte; der Pater Simon wiegelte die Verwandten desselben auf, ihn zu reizzen, die Frau von Touloi zu verklagen. Man befürchtete die traurigsten Folgen dieser Klage, und rieth ihr, sich auf das schleunigste zu entfernen. Sie mußte sich von ihrem Mann, so zärtlich sie ihn liebte, trennen, er begleitete sie selbst an den Haven, und versprach bald nachzukommen. Sobald sie weg war, veranstaltete der Pater Simon ein Verhör wider den Herrn von Touloi. Er wurde beschuldiget, daß er seiner Frau zur Flucht geholfen, und er wurde in ein tiefes Gefängniß geworfen.

Minchen. Es war doch was trauriges, daß dem bösen Mann seine Anschläge so alle von statten gehen mußten.

Wil-

Wilhelm. Und nun liebe Mutter?

Mutter. Frau von Touloi reiste nach Holland, und erwartete mit dem grösten Verlangen Briefe von ihrem Mann, anstatt derselben erhielt sie aber nur ein klein Zettelchen, auf welchem ihr Mann ihr meldete, daß er in ein Gefängniß geführt würde.

Wilhelm. Der arme Mann!

Henriette. Und die arme Frau von Touloi! Wie mußte ihr zu Muthe sein, auf der ofnen See von allen Freunden verlassen.

Mutter. Sie mußten wegen der Windstille auf der Insel Heiland landen. Hier traf sie wieder alles Vermuthen den Pater Simon mit einem Gefährten. Sie begegneten ihr mit der grösten Höflichkeit, sagten, sie wären in Kirchenangelegenheiten ausgeschikt. Sie glaubte es, und logirte in einem Hause mit ihnen. Wie erschrak sie aber, als sie in einer Kammer, die nur durch dünne Bretter getrennt war, hörte, daß sie die schreklichsten Anschläge gegen sie gefaßt hatten.

Die Paters wußten nicht, daß die Frau von Touloi die lateinische Sprache verstand. Sie aber hatte sie mit ihrem Bruder gelernt, weil sie grosse Lust dazu gehabt.

Wilhelm. Was sprachen sie denn?

Mutter. Der Pater Simon sagte zu seinem Gefährten: es ist wol wahr, daß der Graf von Mirali mir den Auftrag gegeben, Frau von Touloi auf seine Güter zu entführen, wie aber, wenn wir sie an einen entlegenen Ort der Erde führten, und für uns behielten? Sie ist schön, sie ist reich, sie ist hülflos,

los, was braucht es mehr zu unserm Glük, und ist sie einmal in unsern Händen, so wird sie sich zureden lassen.

Hannchen. Was sagte der Andere dazu?

Mutter. Dieser Vorschlag war ganz nach seinem Geschmak, sie wolten denselben in etlichen Tagen ausführen.

Henriette. Was that die Frau von Touloi?

Mutter. Sie konnte für Kummer kein Auge zuthun, wie dankte sie aber nicht Gott dafür, daß sie in ihrer Jugend Fleis daran gewendet, Sprachen zu lernen, denn die Kenntnis der lateinischen Sprache rettete sie aus dem Unglük.

Wilhelm. Wenn sie nur erst aus der Noth ist!

Mutter. Am Morgen nahm sie ihren Juwelenkasten, legte alle Kostbarkeiten heraus, fülte ihn mit Kleinigkeiten an, verschloß ihn und gab den Schlüssel dazu dem Pater Simon in Verwahrung, und sagte, sie wolte eine Bekannte in der Nachbarschaft besuchen, sie ging aber statt dessen in die Gerichte, und bat, die beiden Jesuiten in Verhaft nehmen zu lassen.

Henriette. Frau von Touloi bewies doch viel Verstand.

Wilhelm. Geschah es denn?

Mutter. Ja, der Richter sahe gleich die Wahrheit der Sache ein, und ließ sie festsezzen. Auf der Insel war noch ein Schif wegen der Windstille gelandet, auf welchem bekannte Edelleute von der Frau von Touloi waren; als dies die Jesuiten hörten, liessen sie einen ihnen bekannten Graf zu sich bitten, und

baten

baten ihn auf das inständigste, bei der Frau von Touloi es zu bewirken, daß sie in Freiheit gesezt würden. Der Graf erstaunte, da ihm die Frau von Touloi ihren Vorsaz gegen sie erzählte. Doch bat er für ihre Freiheit, und versprach ihr allen thätigen Beistand. Da sie sehr gut dachte, so erfülte sie die Bitte, mit der Bedingung, daß die Paters ihr sagten, wo ihr Mann und ihre Mutter wären.

Einige Tage darauf bekam der Pater Simon ein hizziges Fieber, das ihn bald von der Welt forderte, er ließ noch vor seinem Tode Frau von Touloi zu sich bitten, danke ihr für ihr gutgesinntes Betragen, und gab ihr Nachricht an einen Freund, der ihr sagen würde, wo ihr Mann und ihre Mutter wären. Der Trost, die Ihrigen wieder zu finden, war ihr eine Erholung, nach allen Leiden. Sie war so glüklich, dieselben, nach Briefen, die sie hingeschrieben, in Holland zu sprechen, woselbst sie sie empfingen, als sie nach langen Herumreisen auf der See dort ankam. Hier verlebten sie mit einander in der Folge ihr Leben in Zufriedenheit.

Henriette. Gottlob! daß es ein so gutes Ende nahm, das hätte ich nicht erwartet, ich war recht besorgt für die Frau von Touloi.

Mutter. Gott verläßt die Seinen nicht leicht in der Noth, auch diese Geschichte lehret uns, daß Klugheit und Geschiklichkeit allemal ihre grossen Vortheile haben, daß man daher sehr wohl thue, von der früheſten Jugend sich um Fleis und Geschiklichkeit zu bemühen.

Wilhelm.

Wilhelm. Was ist denn ein Jesuit, liebe Mutter?

Mutter. Ein Pater eines Ordens, der der Jesuitenorden heißt, in welchem es sehr viel kluge, aber oft auch sehr listige Leute giebt, die, um einen Vorsaz ins Werk zu führen, oft alles anwenden, und solte auch ihr Gewissen darunter leiden. Du siehest aber, mein Sohn, daß böse Anschläge schon mehrentheils hier auf Erden ein böses Ende nehmen. Hüte Dich daher für jeder Handlung, von der Dein Gewissen überzeuget ist, daß sie unrecht sey, und thue keinem Menschen etwas Böses zu Gefallen. Der Lohn kommt gewiß, und oft früher, als man es glaubt. Uebrigens habe ich mich über Dich gefreut, Wilhelm, Du hast achtsam zugehört, und mich nicht durch Fragen unterbrochen; ich sehe daraus, daß Du meine Erinnerungen genuzzet hast.

Wilhelm. Ich will mich immer mehr bemühen, das zu befolgen, was Sie mir sagen, und die Erzählungen ermuntern mich sehr zum Guten.

Minchen. Mir hat die Geschichte ausserordentlich wohl gefallen, und daß sie sich so gut geendet, hat mich recht gefreut.

Henriette. Wie leicht hätten sie aber nicht durch das Feuer, das in ihrem Hause ausbrach, um alles das Ihrige kommen können, es war eine rechte Wohlthat, daß der Herr von Touloi noch zur rechten Zeit die Juwelen und Pappiere rettete.

Mutter. Er beförderte dadurch sein eignes Glük. Man siehet daraus, daß wahre Behülflichkeit und

und thätige Freundschaft zur rechten Zeit, ihre grossen Vortheile habe.

Minchen. Wie leicht kann man nicht durch eine Feuersgefahr um alles das Seinige kommen!

Mutter. Man hat daher gewiß Ursach, recht vorsichtig zu sein, daß man nie mit Licht oder leicht entzündbaren Materien unachtsam umgehe, denn der Schade trift oft nicht uns allein, sondern andere Menschen mit, die vielleicht ruhig schlafen, und durch die Unvorsichtigkeit ihres Nachbars ihre Güter, ja oft ihr Leben verlieren.

Minchen. Meine Schwester hat die üble Gewohnheit des Abends im Bette zu lesen, ich warne sie öfters, weil ich besorgt bin, sie schläft einmal darüber ein.

Mutter. Thun Sie dieses um alles in der Welt willen nicht wieder, liebes Kind, wir haben das traurige Exempel eines Frauenzimmers in einer bekannten Stadt, die einzige Tochter ihrer Eltern, welche auch die fatale Gewohnheit hatte, Abends bei Lichte im Bette zu lesen. Eines Abends gehet sie ruhig zu Bette, rükt, ihrer Gewohnheit nach, einen Tisch mit Buch und Licht vor dasselbe, und ließt. Sie schläft aber ein, das Licht fält um, und verbrennt den Tisch, das Feuer ergreift ihr Bette, sie erstikt, und stirbt, ohne zu wissen, wie. Ihr Zimmer sowol, als das Zimmer ihrer Eltern, das gerade unter dem ihrigen ist, verbrennen, und beide werden ein Raub der Flammen. Da es in der Nacht ausgebrochen, so wurden noch mehrere Häuser in die Asche gelegt. Und dieses waren alles die traurigen

Fol-

Folgen des Ungehorsams, und der Unvorsichtigkeit, denn ihre Eltern hatten es ihr auf das ernstlichste untersagt.

Hannchen. Ich will es mir nun auch auf immer abgewöhnen. Aber liebes Tantchen, wissen Sie denn nicht noch eine Geschichte? —

Mutter In eins forterzählen, ist ermüdend, und wird mir sauer.

Hannchen. Ach! des Ermüdens wegen, ich hörte wohl bis spät in die Nacht zu, allein wenn Sie dadurch zu sehr abgemattet werden, so muß ich mich darein ergeben.

Mutter. Wir wollen nun noch spazieren gehen, wenn wir denn nach unserer Zurükkunft mit einander unser Abendbrod gegessen haben, so sezzen wir uns in die Jesminlaube. Da wir Mondschein haben, und es heute ohnedem warm gewesen ist, so wird der Abend gewiß schön sein, alsdann erzähle ich Ihnen noch ein Beispiel, was die Uneinigkeit unter Geschwistern oft für traurige Folgen hat.

Minchen. Wie sehr verbindet uns Ihre Güte zur Dankbarkeit!

Henriette. Uns gewiß auch, beste Mutter, da wir täglich in ihrer Gesellschaft sind, wie viel Gutes können wir lernen, o! könnte ich Ihnen so danken, wie es mein Herz wünscht.

Gespräch
des Abends im Garten.

Die Mutter mit ihren Kindern und Mademoiselle Anger.

Christianchen. Ich bin doch recht müde vom spazierengehen.

Mutter. Sezze Dich zu mir, liebes Mädchen, und ruhe aus.

Hannchen. Ich bin gar nicht müde.

Mutter. Wie geht es Ihnen, liebes Minchen?

Minchen. Müde bin ich wohl, ich denke aber, es soll mir wohl bekommen.

Mutter. Ganz gewiß, nach einer kleinen Unpäslichkeit ist nichts bessers, als eine mässige Bewegung.

Wilhelm. Und die Geschichte, liebe Mutter — —

Mutter. Erzähle ich. Aber nicht zu Deiner Belehrung —

Karl. Auch ich nehme Theil daran, ich glaube nicht, daß ich sie schon gehört habe.

Mutter. Nein, mein Sohn, ich habe sie erst kürzlich erfahren.

Karl. Ist es also eine wahre Geschichte?

Mutter. Wie ich glaube. Sie ist dabei sehr lehrreich, und das ist die Hauptabsicht meiner Erzählungen, daß lehrreiche Beispiele Eindruk auf Dein und

und Deiner Geschwister Herzen machen sollen. Denn daß uns die Belohnung des Guten ermuntert, und die Bestrafung schlechter Handlungen unser wartet, ist wohl nicht zu leugnen. Wir könnten dieses freilich schon im gemeinen Leben sehen, allein wir sind dessen so gewohnt, daß wir leicht darüber wegsehen. Ausserordentliche Glüks- oder Unglüksfälle wirken sehr auf uns, zumal wenn uns unser Gedächtnis getreu ist, und wir uns aus Anderer Schaden gute Lehren ziehen.

Henriette. Es ist ein schöner Abend, verzeihen Sie, liebe Mutter, daß ich mich dort etwas verweilte, ich wolte ihnen nur diese weisse Johannisbeeren bringen.

Mutter. Sezze Dich hieher, meine Liebe, damit ich endlich zu meiner Erzählung kommen kann.

In Frankreich waren zwei Brüder, Söhne eines adelichen Herrn. Der Aelteste hatte von Jugend auf ein stolzes und auffahrendes Wesen gezeiget, daher der Vater den Jüngsten, der einen sehr gefälligen, nachgebenden Charakter hatte, bei mancher Gelegenheit vorzog, dieses brachte den Aeltesten gegen seinen Bruder so auf, daß er einen unversöhnlichen Haß auf ihn warf. Was den Haß desselben noch vermehrte, war das Testament des Vaters, der seinem jüngsten Sohne etwas von seinen Gütern vermachte.

Karl. Das war ja recht!

Mutter. In Frankreich ist sonst der Gebrauch, daß der älteste Sohn des Hauses alles Vermögen erhält, der jüngste hingegen leer ausgeht.

Karl. Lieber Wilhelm, da würdest Du schlecht wegkommen, es ist gut, daß wir nicht in Frankreich sind. Ich will mich gerne mit Dir theilen.

Wilhelm. Was nimmt denn der jüngste vor?

Mutter. Entweder er muß Kriegesdienste suchen, oder den geistlichen Stand erwählen.

Wilhelm. Wenn er nun aber zu beiden keine Lust hat?

Mutter. So muß er dürftig leben. Der Vater dieser beiden Brüder, der seinen jüngsten Sohn sehr liebte, nnd überzeugt war, daß derselbe das Vermögen, das er erhielt, gut anwenden würde, weil er gutthätig war, und dem es frei stand, es zu vertheilen wie er wolte, gab dem ältesten zwei Theile, und dem jüngsten einen.

Karl. Das war doch gut genug.

Mutter. Für ihn nicht. Er glaubte, ihm wäre unrecht geschehen. So lange der Vater lebte, der ihm den Sinn des Testamentes gesagt, verbarg er seine Gesinnungen, sobald aber dieser todt war, ward er ein unversöhnlicher Feind seines Bruders, so sehr derselbe sich auch bei jeder Gelegenheit bemühete, seine Liebe zu erwerben.

Sein Haß ging so weit, daß er die Gesellschaften vermied, in welchen sein Bruder war, dies dauerte den Jüngsten so sehr, daß er, nachdem er alle Mittel versucht hatte, ihn zu versöhnen, und dennoch nichts ausrichtete, sich an einen andern Ort begab, ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer heirathete, und mit ihr und einer Tochter, die er in dieser glüklichen Ehe erzeugt hatte, sehr vergnügt lebte.

Doch nährte er einen stillen Gram im Herzen, über die Unversöhnlichkeit seines Bruders, auch hatte er manche Unglüksfälle mit seinem Vermögen. Dieses zog ihm eine Auszehrung zu, und er starb in seinen besten Jahren.

Karl. Söhnte er sich denn nicht mit seinem Bruder aus?

Mutter. Er schrieb noch einen sehr zärtlichen Brief an ihn, bat ihn nochmals um seine Liebe, und empfahl ihm seine Frau und Tochter.

Henriette. Erhielt er denn Antwort?

Mutter. Keine Zeile, ja derselbe sahe es als eine Strafe des Himmels an, daß er so früh starb.

Minchen. Das war ja ein grausamer Bruder, war er auch verheirathet?

Mutter. Ja. Er hatte eine liebenswürdige Gemahlin, und einen einzigen Sohn, den er sehr zu lieben schien.

Karl. Sahe er sich denn nach seines Bruders Frau um? —

Mutter. Gar nicht, das siehest Du daraus, daß er die Briefe, die sie an ihn schrieb, unbeantwortet lies. Als sein Sohn erwachsen war, gab er ihm den Auftrag, wichtige Schriften aus einem Archiv des Ortes, wo sein Bruder gewohnt hatte, zu holen; er hatte den Aufseher des Cabinets bestochen. Sein Sohn wußte davon nichts, er überbrachte den Brief seines Vaters, und erhielt die Schriften.

Henriette. Was waren denn das für Schriften?

Mutter. Solche, wodurch er sich etwas von dem Vermögen seiner Schwägerin zueignen wolte.

Der Sohn hatte die Erlaubnis erhalten, von da einige Zeit ins Bad zu gehen. Als er unterwegens war, sahe er einen Wagen halten, an dem ein Rad gebrochen, aus demselben stieg eine Dame in Trauer und ein liebenswürdiges Frauenzimmer, die ihn beide durch ihr Betragen, und die leztere vorzüglich durch ihre ausnehmende Schönheit sehr einnahmen. Er half sogleich den Wagen wieder in Ordnung bringen, erkundigte sich, wohin sie reisen wolten, und bat sich die Erlaubnis aus, mit reisen zu dürfen.

Minchen. Kannten sie ihn denn? —

Mutter. Sie hatten ihn nie gesehn. Auch hatte ihm sein Vater befohlen, unter einem fremden Namen zu reisen, so wußten sie nicht, daß es ihr nächster Verwandter sei. Sein freundschaftliches Betragen erwarb ihm bald die Liebe der Mutter und Tochter. Er war oft im Bade in ihrer Gesellschaft, und hatte Gelegenheit, dem Fräulein einen wichtigen Dienst zu erzeigen.

Karl. Worin bestand derselbe? — —

Mutter. Ein Adelicher bewarb sich um ihre Hand, sie aber vermied ihn, so sehr er sie auch aufsuchte, denn seine Sitten waren schlecht, ob er gleich sehr reich war. Dabei war er sehr mistrauisch.

Einst, als sie mit ihrer Mutter in der Allee spazieren geht, verliert die leztere ein Armband, auf dem ihre Tochter sehr sauber und ähnlich gemahlt war. Der Herr von Adel, der dicht hinter ihnen gehet, hebt das Armband auf, will es aber auf keinen Fall zurükgeben, so sehr sie darum bitten. Sie erzählen die Sache ihrem Freunde. Derselbe geht zu dem

Edelmann, und sezt ihm so lange zu, bis er das Armband erhält. Da er selbst sehr gut mahlen kann, so sezt er sich hin, und kopiret das Bild so genau, daß er selbst den Unterschied nicht finden kann. Hierauf bringt er das Armband der Mutter, die ihm alle Gegengefälligkeit verspricht. Ich habe nur eine Bitte, sagt er, und diese ist die Hand Ihrer liebenswürdigen Tochter. Ich bin der einzige Erbe meines Vaters, er wird es mir nicht versagen, daß ich mir eine Frau nach meinem Herzen wählen darf.

Henriette. Nun, was sagte die Mutter?

Mutter. Sie war sehr gerührt, und sagte: nach ihrer Tochter wäre er ihr der Liebste auf der Welt; allein er müßte ihr sagen, wer er wäre. Er nannte seinen wahren Namen, und sie fiel beinahe dieser Ueberraschung wegen in Ohnmacht. Es ist umsonst, sagte sie, liebster Cousin, sie werden meine Tochter nicht erhalten. — Und warum nicht? ist sie nicht das liebenswürdigste Fräulein von der Welt, das ich kenne? — Ja, das wird ihnen alles nichts helfen. Ihr Vater war ein unversöhnlicher Feind meines seligen Mannes. — Wie ist das möglich? sie waren ja Brüder, sagte er. — Und doch haßte er ihn. — Das ist ja was höchst trauriges; doch ich werde meinen Vater bewegen, aus Liebe zu mir wird er alle Feindseligkeiten vergessen, und auf diesen Fall versprechen Sie mir doch ihre Tochter? Die Mutter that es, und die Tochter willigte mit Freuden ein. Sie erbat sich zum Andenken von ihm ein Windspiel, das er sehr liebte; er gab es ihr mit Freuden, und schied mit Ahndungen einer bangen Zukunft von ihnen. Da er seine

Sa-

Sachen einpakte, fielen ihm die Schriften in die Hände, die er aus dem Archiv hatte nehmen müssen, er durchlief sie hurtig, und fand seines Vatersbruders Namen, sah' auch bald, daß es Schriften waren, die jener Familie zugehörten; Er reiste wieder nach dem Orte, und gab die Schriften zurük. Hierauf reiste er gerades Weges zu seinem Vater, der ihm mit der Mutter auf das sehnlichste erwartet hatte. Statt der Schriften brachte der gute Sohn gleich seine Bitte an, erhielt aber keine Antwort, sondern sein Vater gerieth in die heftigste Wuth, schwur, daß es nie geschehen solte, und befahl ihm, vor seine Augen nie wieder zu kommen. Die Mutter bat auf das flehentlichste für ihren einzigen Sohn, aber da half kein Bitten noch Flehen, er befahl ihm ein reiches Frauenzimmer aus der Famllie seiner Frau zu nehmen, und da er sich weigerte, ließ er ihn in einen Thurm verschliessen, und mit Wasser und Brod speisen. Die Mutter war fast untröstlich; da sie den Sinn ihres Mannes nicht ändern konnte, so schrieb sie an ihre Schwägerin, und bat dieselbe auf das inständigste, ihre Tochter zu überreden, einen andern zum Manne zu nehmen, damit ihr Sohn frei würde. Die edelmüthige Louise hörte nicht sobald das unglükliche Schiksal ihres Geliebten, als sie selbst ihre Mutter mit Bitten bestürmte, doch zu erlauben, einen Mann zu ehlichen, den sie nicht liebte, und der sehr eifersüchtig war, um nur ihren Geliebten zu befreien.

Minchen. Was sagte denn nun der grausame Vater?

Mutter. Sobald er es hörte, ward sein Sohn in Freiheit gesezt, allein er war so abgezehrt und so traurig, daß er von seinen Eltern Abschied nahm, und mit einem treuen Diener auf Reisen ging.

Hannchen. Wie ging es denn seiner Cousine?

Mutter. Sehr traurig. Ihr Mann war, da sie schön war, so eifersüchtig, daß er mit ihr auf seine Güter reiste, und hier durfte sie mit keinem andern Menschen, als nur mit ihren Leuten sprechen. Sie aber betrug sich so gut, daß sich Jedermann verwunderte.

Henriette. Was sagte denn ihr Freund dazu?

Mutter. Er war ausser sich, und suchte Gelegenheit, sie zu sprechen, um ihr einen guten Rath geben zu können, weil er gehört, sie wolte so gerne ihre Mutter einmal sprechen, deswegen sann er auf eine List.

Wilhelm. Auf was für eine? — —

Mutter. Er gab sich bei Louisens Mann für einen Mahler aus, und versprach den Gartensaal zu mahlen. Lange fehlete ihm die Gelegenheit, Louisen zu sprechen, ob sie gleich alle Tage im Garten spazieren ging. Eines Tages aber führt sie ihr Mann selbst in den Saal, um die Mahlerei zu besehen; und als ihn Jemand zu sprechen verlangt, muß er sich entfernen. Nun giebt sich der Mahler zu erkennen, Louise aber erschrikt so sehr, daß sie in Ohnmacht sinkt. Er will sie aufheben, und — indem trit ihr Mann herein, wird wüthend, und will bald seine Frau, bald den Mahler ermorden. Dieser vermeinte Mahler vertheidiget sich so gut, daß er ihm

einen

einen Hieb in dem Arm beibringt. Dieses erbittert denselben so sehr, daß er seine unschuldige Frau in ein tief Gefängnis sezzen läßt, wo sie bis nach seinem Tode bleiben soll. Ueber ihr Schiksal grämt sich ihr Cousin so sehr, daß er in kurzer Zeit an einem hizzigen Fieber stirbt, seine arme Mutter folgte ihm bald nach, und der Vater bereuete nun erst mit tausend Thränen seine Grausamkeit, aber umsonst, es war zu spät.

Henriette. Was ward denn aus Louisen?

Mutter. Ihr Mann starb, und sie erhielt ein grosses Vermögen und ihre Freiheit. Indes fand sie an nichts Freude, begab sich auf das Land, und wandte ihr Vermögen an, Wohlthaten auszuüben und Menschen um sich her glüklich zu machen. Wie traurig waren hier die Folgen eines geizzigen und unversöhnlichen Herzens. Wie strafbar handelte der älteste Bruder. Was wird, was kann sein Lohn in der Ewigkeit wohl sein? — Wenn er gleich seine Thaten noch so sehr bereuete, und sie Gott abbat, so konnte er doch nun die unglüklichen Folgen nicht aufheben. Er hatte eine ganze Familie unglüklich gemacht, drei Personen, die ihm nach dem Rechte der Natur die werthesten hätten sein sollen, vor der Zeit ins Grab gebracht. Er konnte sich und andere glüklich machen, und machte alle die Seinen elend und unglüklich. Ich glaube ganz gewiß, daß Gott diejenigen, denen er Lehrer zur Bildung des Herzens in der Jugend gegeben, ihnen auch zugleich Vermögen schenkte, wohlthätige Handlungen zu verrichten, die aber alle diese Gelegenheiten versäumten, und blos den unedlen

len Neigungen ihres Herzens folgten, weit härter strafen wird, als diejenigen unter den Menschen, welche wenig Erkenntnis und Anweisung hatten.

Minchen. Sie haben uns einen recht frohen Tag gemacht, wie sehr wünschte ich öfters ihre Gesellschaft geniessen zu können.

Mutter. Kommen Sie mit ihren lieben Geschwistern zu mir, so oft Sie wollen, Sie sind mir allemal willkommen, ich bin mehrentheils alle Abende mit meinen Kindern nach Tische im Garten, und alles, was ich zur Belehrung gesammlet habe, erzähle ich alsdann.

Hannchen. O erlauben Sie, daß ich auch mitkommen darf!

Mutter. Gerne, liebes Kind. Den nächsten Abend, den ich mit den Meinigen im Garten zubringen werde, will ich es Ihnen sagen lassen, versprechen Sie mir aber auch, daß Sie nie wieder bei Lichte im Bette lesen wollen.

Hannchen. Ich verspreche es Ihnen, behalten Sie mich lieb.

Sechstes Gespräch.

(Abends im Garten.)

Die Vorigen ohne Karl.

Mutter. Ich habe noch eine Geschichte von zwei Schwestern aufbewahrt, die ich heute erzählen werde.

Henriette. Sie schikt sich wohl auf uns beide?

Mutter. Das wolte ich nicht. Zwei Brüder reisten nach England; der älteste war sehr kränklich, und wolte sich daselbst durch Hülfe der Aerzte einen gesunden Körper holen, er ward aber immer kränker, und konnte zulezt fast gar nicht mehr ausgehen. Seinen Bruder liebte er mit der größten Zärtlichkeit, und vermachte ihm, da er sahe, daß er nicht wieder besser werden würde, sein ganzes Vermögen, welches sehr ansehnlich war. Da er sehr lange krank lag, so erlaubte er seinem jüngern Bruder alle Tage auszugehen, und jegliches Vergnügen zu geniessen, war übrigens zufrieden, wenn derselbe ihm nur zuweilen des Abends Gesellschaft leistete.

Wilhelm. Das waren noch gute Brüder.

Mutter. Der jüngste hatte Gelegenheit mit einer Dame bekannt zu werden, die sehr viel bei der Königin Elisabeth galt, ein kluges Frauenzimmer, die aber sehr viel List besaß. Bei dieser Dame lernte er ein junges Fräulein kennen, die ihm bei dem ersten Blik sehr gefiel. Ihr sanftes Betragen, ihre Bescheidenheit, und die innere Herzensgüte, die aus allen ihren Worten und Handlungen blikte, machten gleich den Gedanken in seiner Seele rege, daß er sich dieselbe zur Frau wählen wolte. Sie war zuweilen bei ihrer Tante, welche die Madame Ponsin war, von der ich vorher sprach, und hies Jeannette. Ihre Mutter war eine Wittwe, eine vortrefliche Frau, die hinlänglich zu leben hatte, sie erlaubte ihrer Tochter zuweilen nach London zu reisen, sich aufzumuntern, weil in ihrem Temperamente sich zu viel Hang zur

Einsamkeit zeigte. Sie hatte noch eine Schwester, die Maria hies. Diese beiden Schwestern waren Zwillinge, und hatten eine so grosse Aehnlichkeit, daß, als sie noch klein gewesen, ihre Mutter sie verschiedenes Band tragen lassen, um sie unterscheiden zu können. Maria war die älteste, hatte aber nicht den sanften Charakter, den Jeannette hatte, sondern glich am Geiste ihrer Tante, die sie daher weit mehr als ihre Schwester liebte. Beide Schwestern kleideten sich beständig gleich. Madame Ponsin hatte kaum gemerkt, daß der Fremde ihre Niece liebte, als sie sich alle Mühe gab, sich seine Freundschaft zu erwerben, und ihn auf das inständigste bat, sie oft zu besuchen. Jeannette aber gab ihm einen Blik, als wenn sie sagen wolte: „trauen Sie ihr nicht.„

Henriette. Was konnte sie für Absicht haben, ihn zu hintergehen?

Mutter. Madame Ponsin hatte nicht gesagt, daß Jeannette noch eine Schwester habe, hatte es auch dieser zu sagen verboten. Er besuchte nun diese Dame oft, sagte es seinem Bruder, daß er das Fräulein liebte, und sich um ihre Hand bewerben wolte, und dieser war damit wohl zufrieden. Er besuchte sie auch eines Tages, als er seiner Meinung nach Jeannetten traf, die aber diesen Tag gar das Anziehende nicht hatte. Sie sprach, so sehr sie sich zu verstellen suchte, immer etwas schmähsüchtig von andern, war sehr frei im Umgange, das that Jeannette nicht, und doch war Gang, Sprache und Kleidung eben dieselbe, es war ihm unangehm, er nahm sich daher vor, nie wieder zu ihr zu gehen. Allein, die Frau von Ponsin

lies

lies ihn sogleich wieder zu sich bitten, als sie merkte, daß er den Irthum merken möchte, bat alsdann Jeannetten zu sich; sobald er dieselbe sahe, dachte er anders, und wünschte sie zu besizzen.

Henriette. Ich dächte, es wäre nicht möglich, daß eine so grosse Aehnlichkeit unter zwei Schwestern sein könnte.

Mutter. Unter Zwillingen ist es wohl möglich, aber doch hat gemeiniglich jeder etwas besonders, das ihn von dem andern unterscheidet. Da es ihm aber nochmals begegnete, daß er eine falsche Jeannette antraf, so erzählte er sein ganzes Schiksal einem treuen Freunde, der ihm bald das Geheimnis entdekte.

Wilhelm. Und auf was für eine Art?

Mutter. Dies will ich Dir gleich sagen: Madame Ponsin, sprach er, ist voller Ränke. Wer weiß, was sie für Mittel hat, Sie zu betrügen, lassen Sie uns beide unvermuthet zur Mutter der Fräulein Jeannette reisen, und uns selbst erkundigen, wie das zugeht. Sie ist eine vortrefliche Dame, die uns unmöglich durch Täuschung hintergehen kann.

Henriette. Reisten Sie da wirklich hin?

Mutter. Ja, und hier fanden sie beide Schwestern bei einander. Wie froh war der Fremde, er bat gleich bei der Mutter um Jeannettens Hand, und erhielt die Einwilligung mit leichter Mühe. Sie war sehr böse auf die Frau von Ponsin, die ihn so listig zu betrügen gesucht hatte, verwies es ihr auch sehr ernstlich; sie aber wußte es zu beschönigen, und ver-

versicherte ihre Schwägerin, sie habe blos die Liebe des Fremden prüfen wollen.

Henriette. Was sagte die Mutter?

Mutter. Sie lies sich beruhigen, erlaubte auch Jeannetten wieder zu ihr zu reisen. Ihr Geliebter hatte hier Gelegenheit, sie täglich zu sehen, und erhielt von Madame Ponsin Beweise der größten Höflichkeit. Allein sein Bruder starb, und nun sah er sich genöthiget, nach dessen Gütern zu reisen, so daß er nicht einmal immer bestimmen konnte, wo er war. Er befahl indessen seine Braut ihrer Mutter auf das dringenste, und reiste unbesorgt weg, in der festen Hofnung, sie bald wieder zu sehn.

Wilhelm. Er verlohr sie doch nicht, Mütterchen?

Mutter. Höre zu, und warte die Zeit ab, voreiliger Wilhelm.

Henriette. Ich bin selbst sehr begierig, es zu wissen.

Mutter. Die Mutter reiste mit ihren beiden Töchtern nach London, um das Nöthige zur Hochzeit zu besorgen. Als sie bei dem Jouwelier einiges wolten einfassen lassen, und noch Steine fehlten, wolte sie nach Hause reisen, weil sie dies Geschäfte nicht gut Jemand anders auftragen konnte. Sie glaubte ihre Kinder unter der Aufsicht ihres Vatersschwester sicher. Sie mußte sich über die versprochne Zeit verweilen. Wie verstummte aber die treue Mutter, als man ihr die Nachricht brachte, die Braut sei, als sie in die Kirche habe gehen wollen, von etlichen verkappten Männern entführet worden, und Niemand wisse, wo sie wäre.

Minchen. Wie betrug sich denn Madame Ponsin und Maria.

Mutter. Sie waren vor Schrek ausser sich, hatten schon nach allen Orten Erkundigungen ausgeschikt, und keine Nachricht erhalten.

Henriette. Das war ja was besonderes, am Sonntage auf dem Kirchwege, wo doch so viel Leute auf der Strasse sind.

Mutter. Es war im Winter des Nachmittages, wo sie durch eine enge Gasse gegangen, da es schon etwas dunkel gewesen.

Hannchen. Warum hatte denn Madam Ponsin ihr keinen Bedienten mitgegeben?

Christianchen. Das mußte wohl seine Ursache haben?

Mutter. Ich glaube es auch.

Wilhelm. Wenn kam denn ihr Bräutigam zurük?

Mutter. Nach acht Tagen. Er hatte alle seine Geschäfte abgethan, und wolte sich nun mit seiner Braut verbinden. Wie verwunderte er sich aber, und wie groß war sein Schrek, als man ihm die Entführung seiner Braut erzählte. Er konnte sich gar nicht fassen, erst hatte er seinen Bruder eingebüßt, und nun solte er auch seine Braut verliehren, das war ihm zu hart. Die Mutter war vor Schrek krank geworden.

Henriette. Was sagte denn die Frau von Ponsin?

Mutter. Sie nahm den größten Antheil an seinen Leiden, wie auch Maria. Doch merkte er etwas

was ängstliches und gezwungenes in ihrem Betragen. Maria suchte ihn auf das liebreichste zu trösten, und sich ihm verbindlich zu machen, allein sie war ihm zuwider. Fast ganz untröstlich ging er zu seinem Freund, und klagte diesem seine Noth.

Wilhelm. Was sagte der?

Mutter. Er schüttelte den Kopf. Am Sonntage auf dem Kirchwege in einer grossen Stadt ein Frauenzimmer zu entführen, das schien ihm ohnmöglich. Hierunter, sprach er, muß eine List stekken.

Henriette. Was gab er ihm denn für einen Rath?

Mutter. Er rieth ihm, sie wolten beide, jeder mit einem Pistol zur Madame Ponsin und zur Maria gehen. Jeder wolte einer eine auf die Brust sezzen, und ihnen mit Gewalt das Geständnis abnöthigen, wo Jeannette wäre, denn mit der Entführung wäre es nicht gegründet, und da sie ihn schon einmal hätten betrügen wollen, so könnten sie es zum zweitenmale wirklich gethan haben.

Minchen. That er es?

Mutter. Erst konnte er sich nicht überwinden, diesen Rath zu befolgen, weil beide so theilnehmend schienen, da ihm aber seine Braut äusserst lieb war, so wagte er dies gefährliche Geschäfte. Er verbot seinem Bedienten, die Pistole zu laden, und bat seinen Freund, dieses auch zu thun. Dieser aber hatte ihm nicht gefolgt, und sein Gewehr dennoch geladen. Sie gingen, die Pistolen unter ihre Kleider verborgen, hinauf, und nachdem sie in Güte gebeten, zu sagen, wo ihre Cousine sei, weil sie es

wissen

wissen müßten, sie es aber leugneten, sezten sie beiden die Pistolen auf die Brust, und sagten, sie solten es gestehn, oder sterben. Frau von Ponsin leugnete trozzig, allein Maria, die nie einen solchen Schrek gehabt, ward todtblas und sagte —

Wilhelm. Was sagte sie denn?

Mutter. Ach! meine arme Schwester ist im Keller. Ausser sich, und halb sprachlos warf der Fremde seine Pistole weg, ging von der Maria und einer Kammerfrau begleitet, durch viele Treppen in einen tiefen Keller. Hier lag die arme Jeannette blas und krank auf einem Strohlager, und konnte sich kaum allein in die Höhe richten, als sie ihren Befreier sah.

Minchen. Was sagte sie denn?

Mutter. Ach! mein Geliebter! ach! Maria! Ihr Freund hob sie in die Höhe, und trug sie die Treppen hinauf; unglüklicher Weise hatte der Freund des Fremden seine Pistole liegen lassen. Madame Ponsin nahm sie, und wolte beide erschiessen, da aber Maria dichte neben diesen stand, und sie der Schuß auch hätte treffen können, sie aber beschimpft und strafbar war, kehrte sie das Gewehr gegen sich selbst, und verlezte sich tödtlich.

Wilhelm. Da hatte sie ihren Lohn.

Mutter. Gewiß einen sehr schweren Lohn für böse Thaten, von denen sie diesen Ausgang vielleicht nicht erwartet hatte. Maria schlug vor Schrek um, und lag in einer stundenlangen Ohnmacht, auch Jeannette war ohnmächtig, uud äusserst schwach. Es ward gleich nach einem Arzt geschikt, die böse

Ponsin

Ponsin lebte noch zwei Tage, und nun bekannte sie, daß es die höchste Zeit gewesen, Jeannetten zu retten, denn den folgenden Tag hätte sie dieselbe zu Schiffe bringen lassen, und nach Amerika geschikt. Mit der Maria hatte sie die Abrede von allem genommen, und geglaubt, mit der Zeit würde Jeannette vergessen, und Maria die seinige werden. Diese hatte von dem heftigen Falle und Schrek einen Schaden in die Brust bekommen, der die Auszehrung und einen frühen Tod zur Folge hatte.

Minchen. Jeannette ward doch aber nun recht glüklich?

Mutter. Sie ward bald besser, verheirathete sich mit ihrem Freunde, und lebte lange glüklich und vergnügt. Auch ihre Mutter, die sich lange Zeit über den Verlust ihrer Tochter und Schwägerin nicht zufrieden geben konnte, ward doch endlich durch das Glük ihrer guten Tochter aufgemuntert, und nahm beständig Antheil an der Gesellschaft ihrer Kinder und an ihrer glüklichen Ehe.

Minchen. Was für traurige Schiksale mußte aber die gute Mutter nicht erleben, ehe sie ihre Tochter glüklich sahe.

Mutter. Und wie nahe mußte es ihr gehen, ihre älteste Tochter so schändlich verführt zu sehen. Ist aber diese Geschichte nicht recht lehrreich? —

Minchen. Das ist sie wirklich.

Mutter. Es ist eine wahre Geschichte, die uns deutlich lehret, daß Gott die bösen Anschläge der Menschen leicht zu zernichten weis, und daß das Uebel, was sie andern zufügen wollen, selbst auf

sie zurük fällt. Falschheit und Trug führen gewiß schon ihre Strafe bei sich, wenn auch verborgene Verführer nicht erkannt werden, so wird sie doch gewiß ihr Gewissen hinlänglich strafen. Ich will mich recht freuen, wenn dies Beispiel alle, die bei mir sind, lehret, Gott früh zu fürchten, und sich für Trug und Falschheit zu hüten.

Hannchen. Es ist noch so früh. O dürften wir Sie noch nicht verlassen!

Mutter. Bleiben Sie doch noch, Sie sind mir lieb, ich wolte gerne noch etwas erzählen, allein ich vollende heute doch nichts ganzes mehr.

Henriette. Wenn Sie heute anfingen und morgen beschlössen, beste Mutter! —

Mutter. Ich will Euer Aller Wünsche erfüllen, lieben Kinder; erst muß ich mich aber etwas erholen.

Minchen. O thun Sie es doch, beste Tante. Denn haben wir morgen wieder die Erlaubnis, auf den Abend zu Ihnen kommen zu dürfen.

Mutter. Kommen Sie ja mit. Ihrentwegen fange ich heute noch eine Erzählung an.

Ein gewisser Herr von Ombrevall lebte in Frankreich mit seiner Gemahlin, einem Sohne und einer Tochter sehr glüklich. Der Vater und Sohn waren von der reformirten Religion, die Mutter aber war eine sehr eifrige Katholikin, und wünschte, daß sich ihre Tochter zu ihrer Religion halten möchte, diese aber bezeugte mehr Lust zu dem Bekenntnis ihres Vaters. Beide Kinder machten ihren Eltern durch ihre gute Aufführung viel Freude. Die Erlernung der

Wis-

Wissenschaften und wohlthätige Handlungen nahmen die meisten Stunden ihrer Tage hin, die übrigen brachten sie meist in der Gesellschaft ihrer Eltern zu, oder sie gingen in einen schönen Garten, der bei ihrem Hause sehr angenehm lag, etliche Stunden spaziren, und lernten von dem geschikten Gärtner, der ihn besorgte, das Pflanzen der Blumen und Beschneiden der Bäume.

Wilhelm. Konnten sie denn schon an die Bäume reichen, ohne sich Schaden zu thun?

Mutter. Ihr Vater hatte jedem von ihnen beiden einen kleinen Flek im Garten gegeben, den sie selbst zu ihrem Vergnügen mit Blumen bepflanzen konnten, auch standen in demselben junge Bäume, die sie mit eigener Hand gepflanzt.

Henriette. Das muß ein recht angenehmes Vergnügen gewesen sein.

Mutter. Das war es auch. Die Kinder verlebten die Jahre ihrer Jugend in Freude und Zufriedenheit, und wuchsen zur grossen Freude des Vaters heran. Karl war nun sechzehn Jahr, und hatte sich viel Mühe gegeben, seine Schwester in der reformirten Religion zu unterrichten, und diese bezeugte zu derselben so viel Lust, daß sie sich fest entschloß, die Religion ihres Vaters anzunehmen, welches sie demselben entdekte. Der Vater freuete sich auch darüber ausserordentlich, und suchte sie in diesem Vorsazze zu bestärken.

Minchen. Wäre doch auch die Mutter von eben der Religion gewesen!

Mutter. Freilich wäre dies besser gewesen; allein in Frankreich war dies nicht immer möglich zu machen, auch hatte der Herr von Ombrevall seine Frau auf heftiges Zureden seiner Eltern genommen. Sein Vater liebte die Eltern seiner Frau sehr, und da sich beiderseits Eltern wie Geschwister liebten, so wolten sie diese Freundschaft auf ihre Kinder fortpflanzen.

Hannchen. War sie denn eine gute Frau?

Mutter. Wohl eine genaue Wirthin, aber keine so gute Gattin und Mutter, als ihr Mann es erwartet hatte. Sie lies sich von einem blinden Religionseifer leiten, wozu sie ein Jesuit, der ihr Beichtvater war, und der Pater Matthias hies, verleitete. Dieser sprach ihr vor, daß sie, die Seele ihrer Kinder zu retten, Alles anwenden müsse, und aus dieser Absicht handelte sie ganz wider ihr Versprechen; sie hatte nemlich ihrem Manne bei ihrer Verheirathung geloben müssen, nie Eins von ihren Kindern in Absicht auf Religion zu überreden, sondern ihnen die freie Wahl zu lassen, zu welcher Religion sie sich entschliessen wolten, und gleichwol war sie immer aufgebracht auf ihre Tochter, wenn sie sahe, daß dieselbe anderer Meinung war, wenn sie sich im Uebrigen auch noch so gut betrug.

Wilhelm. War das recht, liebe Mutter?

Mutter. Nein, mein Sohn. Was man Einmal mit Ueberlegung versprochen, das muß man halten, und niemals muß man etwas sagen, das man nicht zu halten Willens ist.

Ich will nur jezt in meiner Geschichte weiter fortfahren, sonst könnte ich hierüber noch manches

Lehrreiche sagen. Ich führte doch vorher an, daß bei dem Hause des Herrn von Ombrevall ein vortreflicher Garten war, dieser Garten hatte eine lange Allee, mit Orangerie besezt. Eines Tages, als der Besizzer desselben mit seiner Frau und seinen Kindern in dieser Allee nach der Tafel spazieren ging, kam ein vornehmer Herr mit seiner Gemalin, einem Sohne und einer Tochter auf sie zugegangen. Sogleich erkannte der Herr von Ombrevall seinen alten Herzensfreund, den er mit brüderlicher Zärtlichkeit geliebt hatte, und der in der Provinz die Güter seines Vaters geerbt, daselbst ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer geheirathet, und mit derselben einen Sohn und eine Tochter großgezogen hatte. Herr von Ombrevall bat sogleich die Fremden, etliche Tage bei ihm zu verweilen, welches sie auch mit Dank annahmen.

Minchen. Es muß gewiß eine ausserordentliche Freude sein, wenn man solche alte Herzensfreunde nach langer Trennung wieder spricht. Mir sind meine Schulbekanntschaften die liebsten, und ich glaube, so wie ich in dieser Absicht denke, so denken auch Männer, die ihre Jugendjahre auf Schulen mit einander verlebt.

Mutter. Das ist sehr oft gegründet. — Allein es fängt an zu kühle zu werden, wir müssen unsere Erzählung abbrechen. Morgen will ich den Schluß dieser Geschichte erzählen, da sein Sie so gut und leisten uns Gesellschaft. Für heute leben Sie wohl.

Minchen. Mit dem größten Danke werde ich Ihre Güte erkennen.

Hannchen. Ich gleichfalls. —

(Abends im Garten.)

Die vorigen Personen.

Minchen. Sie verzeihen es doch, daß ich so früh gekommen?

Mutter. Es ist mir lieb, meine Liebe, so können wir noch des schönen Abends geniessen, denn wenn es so spät wird, so wird es auch zu kühl und feuchte.

Hannchen. Ich freue mich recht auf den Fortgang der angefangenen Geschichte.

Mutter. Sie ist auch lehrreich und rührend. Die Freunde des Herrn von Ombrevall waren Alle von der reformirten Religion, und da es sehr rechtschaffene Leute und ihre Kinder auch sehr gut erzogen waren, so entschloß er sich, da er sahe, daß seine beiden Kinder eine ausserordentliche Liebe zu den Kindern seines Freundes hatten, sie einander mit gegenseitiger Bewilligung zu versprechen. Sein Freund war mit seiner Frau ausserordentlich darüber vergnügt.

Henriette. Es war doch besonders, daß jeder von ihnen Beiden gerade einen Sohn und eine Tochter besaß.

Mutter. Es fügt sich oft so in der Welt, daß Personen, die sich an guten Eigenschaften gleich sind, einander suchen und finden. Den folgenden Morgen lies der Herr von Ombrevall seinen Sohn und seine Tochter zu sich kommen, und schenkte seinem Sohne einen Degen mit Juwelen besezt, den er von seinem Grosvater geerbt; ermahnte ihn dabei väterlich, nie ein Schwerdt anders, als in rechtmässigen Kriegen

 für

für sein Vaterland zu führen, und Gott und seinem Glauben bis in den Tod getreu zu bleiben. Dies versprach der gute Sohn mit Thränen und gerührtem Herzen.

Henriette. Was gab er denn der Tochter, liebes Mütterchen?

Mutter. Das Bild seiner Grosmutter in Miniatur gemahlt, in einer Schachtel mit Juwelen, mit dem Wunsche, daß sie ihr ähnlich zu werden suchen, und den Glauben ihrer Vorältern behalten möchte. Da sie nun ihr zu leistendes Versprechen reiflich überlegt hatte, und von der Güte desselben gewiß überzeugt zu sein glaubte, so that sie es ihrem Vater, mit dem festen Entschlusse, es nie zu brechen. Seinem künftigen Schwiegersohne und seiner Schwiegertochter gab er auch ansehnliche Präsente, und die Fremden blieben eine ganze Woche da, und schieden in der Hofnung eines baldigen Wiedersehens. Allein es waren die lezten frohen Tage, die sie mit einander hatten.

Wilhelm. Warum denn, liebe Mutter?

Mutter. Der Herr von Ombrevall bekam ein hizziges Fieber einige Wochen nach der Abreise der Fremden, und starb in acht Tagen.

Henriette. Das war ja traurig.

Mutter. Gleich nach seinem Tode wußte der Pater Matthias sich eine solche Gewalt über die Frau von Ombrevall zu verschaffen, daß sie sich endlich von ihm überreden lies, ihre vortrefliche Tochter in ein Kloster zu bringen, und dabei hatte er die eigennüzzige Absicht, die grossen Güter der Frau von Ombrevall

nach

nach ihrem Tode an sich zu bringen. Ein Prediger der Gemeinde, der auch ein Katholik, aber ein sehr gutdenkender Mann war, widerrieth ihr dies sehr. Sie aber lies sich von den Ueberredungen des Paters und ihrem blinden Eifer hinreissen, und beredete zwei arme Edelleute, welche Rambours hiessen, und in ihrem Hause viele Wohlthaten genossen hatten, dies Geschäfte über sich zu nehmen. Der Eine von denselben war schon ein alter Mann, der Andere sein Bruderssohn. Eines Morgens, als der junge Herr von Ombrevall abwesend war, kam die Kammerfrau in das Zimmer ihres Fräuleins, und sagte ihr: sie solle unverzüglich zu ihrer Mutter in den Garten kommen. Sie ging hin, und sobald sie sich ihrer Mutter näherte, sagte diese: „Gehe hin, Ungerathene! die Du meinen Glauben verleugnest, und beweine in einem Kloster Deinen Ungehorsam bis an Dein Ende.„ Das Fräulein zerfloß fast in Thränen, fiel ihrer Mutter zu Füssen, und flehete, sie bei sich zu behalten: diese aber sties sie von sich, und sagte zu den Umstehenden: wenn sie nicht gleich nach dem Wagen ginge, der vor der Thüre stand, so solle man sie mit Gewalt hinein schleppen. Dies erschrekte das arme Fräulein so sehr, das sie, ohne ein Wort zu erwiedern, mit Thränen wegfuhr.

Wilhelm. War das wohl recht?

Mutter. Nein, mein Sohn. Es war äusserst grausam und unrecht, denn Gott ist mit keinem gezwungenen Herzen gedient.

Henriette. Wie ging es denn darauf dem armen Fräulein?

Mut-

Mutter. Sie beweinte mit unzähligen Thränen ihr vormaliges glükliches Leben, und bat Gott beständig, sie aus dieser Noth zu erretten.

Minchen. Ach wenn sie doch nicht in das Kloster gekommen wäre!

Mutter. Gott hat Mittel genug, unglükliche, unschuldig leidende Menschen aus der Noth zu reissen: dies lehret die tägliche Erfahrung, und auch dies Beispiel. Da sie so weinte, gab ihre Kammerfrau, die mitreisen mußte, ihr die kränkendsten Worte, und sagte: dies sei die Strafe ihrer Gottlosigkeit, denn Ungehorsam sei die größte Sünde. Sie that dieses aber aus schlechten Absichten, denn sie war hiezu mit Gelde bestochen.

Minchen. Das arme Fräulein war gewiß recht zu beklagen.

Mutter. Sie bat die Herren, der Kammerfrau Schweigen zu gebieten, welches sie auch thaten. Da sie sich in einem Walde verirrt, und keine Lebensmittel mitgenommen hatten, dabei vom Morgen bis an den Abend in der Hizze gefahren waren, so ward das arme Fräulein ohnmächtig, und sank im Wagen nieder. Dies machte die Edelleute bekümmert, und sie wandten alle Mühe an, aus dem Walde zu kommen.

Wilhelm. Fand sich denn Niemand, der ihnen half?

Mutter. Ja, ein Bauer kam und erbot sich, ihnen den Weg zu einem nahen Sädtchen zu zeigen, wo sie die Nacht bleiben könnten.

Christianchen. Ach, das war nur gut!

Mutter.

Mutter. Sie nahmen auch das Anerbieten an, und kamen in einen Gasthof, wo reformirte Leute waren, die sie sehr liebreich aufnahmen. Man brachte das Fräulein halbtodt auf ein Bette, sobald sie sich aber erholt hatte, verlangte der alte Nambour, sie solte weiter reisen; da sie sich aber mit Hülfe ihrer Wirthin, und des jungen Nambour, der vernünftiger war, diesem Vorhaben widersezte, so blieb sie die Nacht da, und ruhete aus.

Hannchen. Wo war denn indeß ihr Bruder?

Mutter. Noch an demselben Abend war ihr Bruder nach Hause gekommen, und sobald er hörte, daß seine Schwester entführt wäre, welches ihm ein treuer Bediente entdekte, so schrieb er einen rührenden Brief an seine Mutter, daß sie sich selbst ihre Kinder raube. Hierauf ritt er die ganze Nacht mit einem treuen Bedienten und etlichen Leuten, um seine Schwester, wenn es möglich wäre, noch einzuholen, ehe sie in dem Kloster ankommen würde.

Hannchen. Sie war aber ja nun an einem andern Ort —

Mutter. Es mußte sich doch so gut fügen, daß die Reisenden einen Boten antrafen, den das Fräulein gleich an dem Abend insgeheim mit einem Billet an ihren Bruder abgefertiget, worin sie ihn auf das Dringendste bat, sie gleich aus der Gefahr zu retten. Der Bote mußte ihm nun gleich den Weg zu dem Orte zeigen, wo sie war. Ihre Freude war unbeschreiblich, als sie ihren Bruder sahe, sie konnte in langer Zeit vor Thränen nicht sprechen, und all'

ihr

ihr Kummer verschwand, als er sie versicherte, daß es nun weiter keine Gefahr habe.

Minchen. Wie freue ich mich, daß sie aus der Noth kam.

Mutter. Der alte Rambour gerieth in die größte Bestürzung, zeigte die Befehle der Frau von Ombrevall, und wolte das Fräulein auf keinem Fall zurükreisen lassen: allein der junge Herr versicherte ihn, daß, wenn er sich in Güte hierzu verstände, er noch auf Belohnung rechnen solle: Thäte er es nicht, so würde er noch in Verdruß bei seiner Mutter kommen, denn das wäre gewiß nicht ihr Wille gewesen, daß seine Schwester in einem Walde beinahe vor Hunger und Hizze verschmachten solte. Dies würkte auf ihn, und da der junge Rambour diesem beipflichtete, so lies er sich endlich zureden, daß der Herr von Ombrevall mit seiner Schwester zurükreisen durfte. Beide nahmen von der rechtschaffenen Wirthin, und ihren beiden Töchtern, die ihr treulich beigestanden, den rührendsten Abschied. Der junge Herr belohnte ihre Bemühung reichlich, bat um ihre Freundschaft, und reiste mit seiner Schwester ab.

Henriette. Wo brachte er sie denn hin?

Mutter. Er führte sie zu seinen künftigen Schwiegereltern, die sie wie ihre Tochter liebten, und in der größten Sorge für sie gewesen waren, und hier blieb sie so lange, bis ihre Mutter ausgesöhnt war.

Minchen. Geschahe dies bald?

Mutter. Ja. Sie hörte alle die traurigen Begegnisse, die ihre Tochter, die sie sonst herzlich

liebte,

liebte, erfahren hatte, und dies ging ihr sehr nahe. Dazu kam noch, daß gerade ihr Beichtvater, der Pater Matthias, sehr krank geworden, und sie also nicht mehr gegen ihre Kinder einnehmen konnte. Ihr hartes Verfahren gereuete sie, und sie gab ihnen selbst freiwillig die Erlaubniß, zurük zu kommen, versicherte beiden Kindern ihre zärtlichste Liebe, und legte selbst die Hand ihrer Tochter in die Hand ihres Geliebten, gab ihnen ihren Segen, und war froh, daß ihr ihr Vorhaben nicht gelungen war.

Minchen. Wie ward es denn mit ihrem Glaubensbekenntnisse?

Mutter. Sie hatte sich öffentlich bei ihren Schwiegereltern zur reformirten Religion bekannt. Sie verbarg dies auch ihrer Mutter nicht, die endlich durch ihr gutes Betragen überwunden ward, und sie wieder mit der ehemaligen Zärtlichkeit liebte. Sie lebte lange mit ihrem Gatten und ihren Eltern glüklich und zufrieden, und dankte Gott täglich, der sie aus sichtbaren Gefahren so wunderbar errettet hatte.

Minchen. Auch diese Geschichte lehret uns, daß Gott oft das, was böse scheint, zum besten kehren kann.

Mutter. Ja, liebes Minchen! Glauben Sie mir gewiß, Gott siehet auf die Rechtschaffenheit des Herzens. Es ist ihm lieb, wenn wir ihm mit redlichem Herzen dienen; nicht allein der Glaube, zu dem wir uns öffentlich bekennen, sondern das fromme Herz ist es, das er von seinen Kindern verlangt. Er spricht: „Gieb mir, mein Kind, dein Herz, und laß deinem Auge meine Wege wohlgefallen.„ Indeß

deß müssen wir auch bei der Lehre, zu welcher wir uns bekennen, und von deren Güte wir überzeugt sind, standhaft bleiben, bis in den Tod. Sind wir einmal von unserm Glauben fest überzeugt, so müssen wir uns, durch die Güter der Erde geblendet, unsere Religion nicht rauben lassen. Sie werden auch gewiß in der Zukunft aus vielen Exempeln der heiligen Schrift und der täglichen Erfahrung lernen, daß Gott fromme Menschen behüte, und daß er alles so führe, daß wir am Ende seine Güte preisen müssen. Ich wünsche, daß diese Erzählung Sie beide im Guten stärken möge, und daß auch Ihr, meine lieben Kinder, den Nuzzen daraus ziehen möget, den ich dabei zur Absicht hatte. Denket bei allen künftigen Handlungen an die Allmacht und Güte Gottes, so werdet Ihr im Guten immer mehr befestiget werden, denn wenn auch alles in der Welt der Veränderung unterworfen ist, und die Jahreszeiten und Glük und Unglük abwechseln, so bleibt doch Gottes Güte unveränderlich und ewig.

Verbesserungen des zweiten Theils.

Seite 27. Z. 26. für vor der lies für die
- 43. - 7. für wahren Stolz l. eigentlichen Hochmuth
- 44. - 11. für Stolze l. Hochmüthige
- 56. - 3. muß die Stelle: Kinder hangen an Freuden u. s. w. also gesezt werden:

„Kinder hangen an Freuden des Augenblikkes, wie Bienen
An der Blüte! Uns lächelt auch hier mit weinendem Auge
Unsrer Seele Gefährtin, der vorigen Stunden Erinnerung.„

Verbesserungen der Gespräche.

Seite 61. ist aus Versehen Erster Abend, S. 64. Zweiter Abend, S. 134. Fünftes Gespräch, und S. 166. Sechstes Gespräch gesezt, welches wegbleiben muß.
- - Z. 2. für in der Laube l. in die Laube.
- - - 6. für neben mich l. neben mir.
- 74. - 24. für für mich l. für Dich.
- 104. - 1. muß die Stelle: „Wilhelm. Kommen Sie u. s. w.„ bis Z. 13. — „Nun kommt in den Garten„ — die aus einem Versehen hier eingerükt ist, wegbleiben.
- 110. - 21. für Afrika l. ihre Wohnsizze.
- 111. - 14. für noch König l. noch dort ein vornehmer Mann.
- 112. - 24. für nur konnte sie es nicht genau erkennen l. wenn sie daran dachte.
- - - 27. für Entblöse l. Entblösse.

Seite

Seite 122. Z. 5. für Schmerzen l. Sehnsucht.
= = = 16. für atlassen Kleid l. Atlaskleid.
= 124. = 8. für Müllers l. M[illegible]ers.
= 125. muß der Name Dortchen [illegible]emal Dorchen heissen.
= 126. muß die 17te Zeile: Die ihr könnet, u. s. w. also verbessert werden: „Die „ihr könnt, — helft retten!„ und in der folgenden Zeile muß es statt Staaten, „Städte„ heissen.
= 127. Z. 28. für die süßte l. die süß'ste.
= 134. = 15. für meine l. meiner.
= 137. = 5. ist bei dem Worte Intendante noch zuzusezzen: „oder Oberaufseher.„
= 141. = 14. für wahren l. waren.
= 150. = 28. verbessere man die Stelle: und er wurde u. s. w. also: „und deswegen festgesezt.„
= 152. = 26. ist bei der Stelle: Ja der [illegible]ter, — zu suppliren: „nachdem er „die Sache untersucht.„
= 157. = 3. muß es statt Mesdemoiselles Anger, wie aus Versehen hieher gesezt ist, Minchen und Hannchen heissen.
= 163. = 7. für ihm mit der Mutter l. ihn mit seiner Mutter.
= 167. = 18. für der Königin l. der damaligen Königin.
= 168. = 31. für es war l. sie war.

Staatliche
Bibliothek
Passau

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Morgenstern-Schulze, Johanna Katharina, 1748-1796

Lehren und Erfahrungen für junges Frauenzimmer

Bd.: 2

Halle (1786)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 225-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341870-0
VD18 80289835-001